Der Allerletzte.

Der

Allerletzte.

Roman

in neun Büchern

von

Theodor Oelckers.

Erster Band.

Leipzig.
Verlag von Ambrosius Abel.

Inhalt.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Erstes Buch.

1.

Ein vielbeschäftigter Mann.

Es war Abend. Aus der Ferne ließ sich eine rauschende Musik vernehmen und die Giebel einer benachbarten Straße verklärte in malerischem Schimmer der rothe Wiederschein eines Fackelzugs.

Der Herr Professor Fiedler ging in seinem ungewöhnlich hell erleuchteten Zimmer vor dem Spiegel auf und nieder, der ihm seine ganze etwas dürftige Gestalt zeigte, und wiederholte eine feurige Ansprache, die er nach wenig Minuten an die Theilnehmer des Fackelzuges zu richten gedachte, sobald sie vor seiner Wohnung erschienen sein und ihm das erwartete Lebehoch gebracht haben würden.

Der Herr Professor war blos ein außerordentlicher. Mit seinen akademischen Vorlesungen hatte er zeither stets insofern besonderes Glück gehabt, als sie ihm wenig oder vielmehr gar keine Mühe gemacht hatten, denn sein freundliches Geschick, das ihm vermuthlich die kostbare Zeit für wichtigere Angelegenheiten frei erhalten wollte,

hatte noch nie die erforderliche Anzahl Zuhörer zu ihm gesendet, um ein Collegium zu Stande zu bringen. Dieser Umstand war wirklich ein recht glücklicher, denn die Zeit des Herrn Professors Fiedler war vielfach von Geschäften in Anspruch genommen, die mit seiner amtlichen Stellung wenig oder nichts zu schaffen hatten. Er hatte erstaunlich viel zu thun und hätte sich oft zertheilen mögen, um allen Anforderungen zu genügen.

Er hatte sich vorgenommen, bei Gelegenheit des heutigen Lebehochs recht kräftig und entschieden zu sprechen. Ach, wie oft schon, wenn die Studirenden dem abtretenden wie dem neugewählten Rector zu Ehren oder bei andern Gelegenheiten einen Fackelzug veranstaltet hatten, wie oft schon hatte er da in ähnlicher Weise wie heute erwartungsvoll in seinem Zimmer gestanden und die wohlvorbereitete Rede wiederholt, die aus dem Fenster hinaus gehalten werden sollte. Merkwürdigerweise aber hatte der festliche Zug noch nie vor seiner Wohnung Halt gemacht und noch nie war ihm das sehnlich erwartete Vivat geworden.

Heute waren die Umstände wesentlich andere. Die Festlichkeit war keine ausschließlich akademische. Ein wichtiges und erfreuliches Ereigniß, welches das ganze Land, namentlich aber diese Stadt interessirte, hatte Bürgerschaft und Universität veranlaßt, eine gemeinschaftliche Feier zu veranstalten, und in dem stattlichen Zuge, der sich jetzt durch die Straßen bewegte, wehten

auch die Fahnen der Künstler, der Gewerke, der Kaufleute und überhaupt aller Körperschaften zugleich mit denen der Hochschule. Mit den Handwerkern d. h. mit den „Arbeitern" stand der Herr Professor Fiedler auf viel vertrauterem Fuße als mit den Studirenden, denn unter den erstern erfreute er sich einer zahlreichen und dankbaren Zuhörerschaft, wenn er in ihren Vereinen und sonstigen Versammlungen das Wort ergriff, und er ergriff es dort sehr oft, beinahe täglich. Es stand zu erwarten, daß seine Anhänger bei der heutigen Festlichkeit einen überwiegenden Einfluß haben und den Zug nach ihrem Belieben lenken würden. Da ließ sich endlich einmal ein Triumph feiern und zwar ein doppelter. Der „armselige Mensch", der „alte schwachköpfige Professor Süter", der in einer der nächsten Straßen wohnte, hatte sich bei ähnlichen Anlässen unlängst ein paar Mal durch ein Lebehoch geehrt gesehn, offenbar nur, weil er armen Studenten das Honorar zu erlassen pflegte; diesmal aber, das stand dank den getreuen Arbeitern fest, sollte man an seiner Behausung vorüberziehen, ohne sie zu beachten, um sich vor das Haus des Herrn Professors Fiedler zu begeben.

„Meine Herren!" begann dieser letztere ungefähr zum fünften Male vor seinem Spiegel und hielt, laut genug, daß man es auf der Straße hätte vernehmen können, seine feurige Rede.

Er war des Wortes eigentlich allezeit mächtig, es

floß ihm glatt und lustig genug vom Munde und er verstand unvorbereitet zu sprechen. Für wichtige und bereits vorausgesehene Gelegenheiten hielt er indeß doch gern Reden, Ansprachen, Toaste u. s. w. in Bereitschaft und begeisterte sich selber im Voraus, indem er sie repetirte. So anticipirte er auch diesmal den Genuß des feierlichen Augenblicks.

Er befand sich gegenwärtig in beinahe fieberhafter Aufregung. Das war natürlich und erklärlich. Wie sich ein Liebender nach Erhörung sehnt, so schmachtete der Herr Professor Fiedler, der sich bewußt war ein hochverdienter Volksmann zu sein, nach Ovationen, mochten sie von unten oder von oben, von links oder von rechts kommen, gleichviel, wenn sie nur überhaupt kamen. Letzteres behaupteten indeß nur seine Feinde, während der Herr Professor selber oft laut genug erklärt hatte, daß er Auszeichnungen irgend welcher Art, die ihm „von oben" oder „von rechts" zugedacht sein möchten, entschieden verachten würde. Nach der heute in Aussicht stehenden Huldigung aber hatte er nun jahrelang vergebens geschmachtet.

Abermals hatte er seine Rede beendigt, abermals lauschte er am Fenster — Schändlich, o dreimal schändlich! der Fackelzug hielt nicht nur überhaupt vor der Wohnung des elenden Professors Süter, dieses süßlichen Frömmlers, sondern hielt vor dieser Wohnung auch zuerst, noch bevor er dem Herrn Professor Fiedler die

Ehre gegeben hatte. Es wäre wohl natürlich gewesen, wenn sich der letztere durch diese Hintansetzung schwer gekränkt gefühlt hätte. Dazu dachte er jedoch zu groß. Er war sich seiner Bedeutung bewußt. Nein, kränken konnten sie ihn nicht durch ihre Vernachlässigung, aber bestrafen wollte er sie dafür.

„Ich werde ihre Ovation nun verschmähen!“ rief er. „Wahrlich, das wird das Angemessenste sein! Die Undankbaren! Ich werde thun, als wär' ich gar nicht zu Hause, ich werde meine Lichter auslöschen!“

Er löschte die Lichter indeß nicht. Mit einem Gefühle, welches er Verachtung nannte, welches aber ebensogut bitterer Ingrimm hätte heißen können, lauschte er und hörte, wie drüben in der andern Straße das tausendstimmige Lebehoch erscholl, begleitet von Musik und dem Klirren der Schlägerklingen.

Eine Stelle seiner vorbereiteten Ansprache, die einen starken Ausfall auf den soeben gefeierten Collegen enthielt, hatte er wegzulassen gedacht; jetzt aber war er entschlossen, sie jedenfalls einzuflechten und mit noch etwas stärkern Ausdrücken auszustatten.

Die Musik und die Bewegung des Fackelscheines an den Giebeln sagte ihm, daß sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt hatte. „Jetzt müssen sie kommen!“ dachte er. Die Fackelgluth beleuchtete schon grell die nächste Straßenecke. Dort drängte sich die Volksmasse, die Spitze des Zuges zeigte sich, und siehe! o Nichts-

würdigkeit und Greuel! der Zug schwenkt ab in eine ganz andre Straße, er verschwindet und die Wohnung des Herrn Professors bleibt völlig im Dunkeln.

Das wirkte wie ein Donnerschlag. Der Herr Professor Fiedler wär' in diesem Augenblicke fähig gewesen, einen Mord zu begehen. Nicht einmal der Anblick seiner Frau Gemahlin, die jetzt festlich geschmückt ins Zimmer trat, vermochte einen besänftigenden Eindruck auf ihn zu machen. Ach, sie war leider eine jener Frauen, die das hohe Streben des Mannes nicht begreifen! Weit entfernt, des Gatten gerechte Entrüstung zu theilen, war sie vielmehr zum Spotte geneigt. Ihren Aeußerungen nach war man sogar zu der Vermuthung beberechtigt, daß sie ein wenig an der Thür gelauscht haben müsse, denn sie schien alle Monologe des Herrn Professors gehört zu haben.

Die gerechte Strafe für ihr ebenso kleinliches als respectwidriges Gebahren sollte nicht ausbleiben. Sie war bereits zu dem Festmahl geschmückt, welches nach Beendigung des Fackelzugs stattfinden sollte und woran der Herr Professor mit ihr hatte theilnehmen wollen.

„Hast Du denn auch Deine Toaste ordentlich memorirt, lieber Fritz?“ fragte sie spöttisch. „Ich möchte heute gern recht große Ehre mit Dir einlegen.“

„Mache Dir keine Sorgen“, antwortete er, innerlich kochend, äußerlich gelassen. „Ich werde heute nicht sprechen.“

„Du? bei einem Festessen nicht sprechen?" rief sie lachend, indem sie die Hände zusammenschlug.

„Wir werden nicht zu dem Festmahle gehen. Du kannst Deinen Schmuck nur wieder ablegen."

Diesen Schlag hatte sie nicht erwartet. Im ersten Augenblicke meinte sie, Alles sei nur eine leere Drohung; aber der schwerbeleidigte Herr Professor scherzte nicht und bewies den Ernst seiner Worte sogleich dadurch, daß er seinen Frack auszog, sich in seinen bequemen Schlafrock hüllte und eine Cigarre anzündete.

Jetzt spottete die Holde nicht mehr, aber sie begann zu weinen und ergoß sich zugleich in bitterer Rede.

Der Herr Professor beklagte laut sein Misgeschick, eine gänzlich gesinnungslose und für alle höhern Interessen unzugängliche Frau zu haben.

Die Frau Professorin vertheidigte sich sehr beredsam. Noch mehr, sie tadelte den „kindischen Trotz" des Herrn Gemahls, der von einer Festlichkeit fernbleiben wollte, weil man ihn beim Fackelzuge vergessen hatte. Sie sagte ihm, er solle sich doch schämen, er betrage sich ja ganz lächerlich und sie habe schon viel unter dem Spotte ihrer Bekannten leiden müssen, womit diese sich bei ähnlichen Anlässen über den Herrn Professor lustig gemacht hätten.

„Kindischer Trotz" und „lächerlich" waren freilich sehr übel gewählte Ausdrücke; gleichwohl, wie verletzend sie auch waren, berührten sie den Herrn Professor noch

bei weitem nicht so empfindlich wie die Bemerkung, man habe ihn „vergessen“. Als ob es nur möglich wäre, ihn zu vergessen! Nein, man hatte an ihn gedacht, man hatte absichtlich und planmäßig sein Haus gemieden — und das begriff diese Frau nicht einmal! Sie war fähig, anzunehmen, daß man den Herrn Professor vergessen könne!

Die Arme hatte in ihrer Naivetät noch harmlos genug zu sprechen gewähnt und um so heftiger erschrak sie nun vor dem Blicke des Gemahls, als dieser plötzlich vom Sofa auffuhr und wüthend die Cigarre zu Boden schleuderte, daß die Funken umherstoben. Zum Glück ertönte in diesem Augenblicke die Klingel der Vorsaalthür und die erschrockene Dame eilte hinaus, weniger um zu sehen, wer Einlaß begehrte, als dem erbitterten Gatten aus dem Wege zu gehen. Sie eilte dem Dienstmädchen zuvor und öffnete selber die Saalthür.

Ein junger Mann, Richard Ottmar, ein Architekt, stand vor ihr und fragte, ob der Herr Professor daheim sei. Die Frau Professorin kannte diesen jungen Mann bereits. Sie hatte ihn stets mit besonderem Wohlwollen betrachtet. Er besaß ein sehr einnehmendes Aeußere, war ernsten gesetzten Wesens, zugleich aber sehr artig, und im gegenwärtigen Augenblicke, nach dem heftigen Auftritte mit ihrem Gatten, erschien ihr Ottmar wie ein Friedensengel, der vielleicht auch Geltung und Einfluß genug beim Herrn Professor hatte, um diesen am

Ende doch noch zur Theilnahme am Festmahle zu bewegen. Sie verfehlte nicht, in der Eile die Stimmung und das Gebahren ihres Mannes zu schildern, indem sie den Gast zugleich bat, den Herrn Professor doch wo möglich zur Vernunft zu bringen.

Ottmar hielt die Schilderungen der guten Dame für sehr übertrieben. Er kannte allerdings den Herrn Professor ziemlich genau, glaubte auch manche schwache Seite desselben entdeckt zu haben, aber es schien ihm denn doch unmöglich, daß der würdige Herr sich in der angegebenen Weise vorm Spiegel auf die Entgegennahme einer erwarteten Huldigung vorbereiten könne. Es lag ihm viel daran, diesen Herrn sogleich zu sprechen und so trat er denn, nachdem er der Frau Professorin einige tröstende Worte gesagt, bei demselben ein.

Der Herr Professor zeigte sich verwundert über den Besuch.

„Ei, was verschafft mir denn zu dieser Stunde die Ehre?" fragte er. „Ich hätte vorausgesetzt, daß Sie jetzt gar nicht an mich denken könnten und ganz eingenommen und begeistert sein müßten von den köstlichen Dingen, die Herr Süter aus seinem Fenster zu Ihnen gesprochen haben wird?"

„Der gute Süter sprach nur einige Versöhnung bezweckende Worte, die in diesem Augenblicke wahrlich nöthiger denn alle andern sind", erwiederte Ottmar. „Sie kennen den herrschenden Zwiespalt, Herr Professor.

Sie wissen, daß seit einigen Tagen viele hundert Arbeiter feiern, daß noch weit mehr andre dem Beispiele zu folgen drohen, und daß man in gewissen Kreisen nur auf einen aus diesen Umständen erwachsenden Conflict wartet, um verhängnißvolle Maßregeln dadurch zu motiviren. Sie wissen, daß eine Partei, die zwar in der Minderzahl, aber äußerst hartnäckig ist, Alles zu gefährden droht, was die redlichen Volksfreunde seit Jahren erstrebt und gefördert haben. Was seit Jahrzehenten, was namentlich seit dem Jahre 1848 errungen und aufgebaut worden, Alles kann dieser heillose Zwist abermals in Frage stellen, seit die entschieden reactionäre Partei ein Mittel zur Durchführung ihrer verderblichen Plane darin gefunden zu haben glaubt."

„Sie sprechen von den Arbeitern, die nicht mehr so thöricht sein wollen, sich von nationalökonomischen Salbadern und politischen Faselhänsen ins Schlepptau nehmen zu lassen; von den Arbeitern, die nicht Gelehrte sind, dafür aber gesunden praktischen Sinn haben."

„Die sich aber von den entschiedenen Volksfeinden das Netz über den Kopf werfen lassen, um gelegentlich als Kanonenfutter verwendet zu werden."

„O, wir wissen das anders, ihr Herren!" erwiederte der Herr Professor. „Man wird sich von niemand das Netz über den Kopf werfen lassen."

„Nun, mögen sich die Dinge vorübergehend gestalten, wie sie wollen", fuhr Ottmar fort, „schließlich muß doch

die gute Sache den Sieg behalten. Wie unzweifelhaft dies aber auch sein mag, sollte nicht gleichwohl jeder Redliche thun, was er vermag, um auch nur zeitweilige Triumphe der Reaction, sammt all dem Unglück was sie im Gefolge haben können, zu verhüten? Morgen ist eine Volksversammlung anberaumt, wie Ihnen bekannt. Es herrscht große Erbitterung und jene Arbeiterpartei, die auf Ihr Wort so viel gibt, die Sie sozusagen ganz in der Hand haben, wird aller Wahrscheinlichkeit nach bei dieser Gelegenheit alle Schranken brechen und sich zu äußersten Schritten fortreißen lassen, wenn nicht einflußreiche Stimmen rechtzeitig zum Frieden sprechen. Aus diesem Grunde komme ich zu Ihnen. Sie, Herr Professor, würden es zu verantworten haben, wenn wir morgen Zeugen beklagenswerther Ereignisse sein sollten."

„Ich! o, was gelt' ich denn!" rief der Herr Professor im bescheidensten Tone. „Ich erfreue mich ja gar keines Vertrauens! Sie sehen ja selbst, wie es mir geht. Meine langjährige Thätigkeit als Universitätslehrer, meine unermüdlichen und aufopfernden Bemühungen in dieser bewegten Zeit, Alles gilt für nichts und man nimmt sich bei einer Gelegenheit, wie der heutigen, nicht einmal die Mühe, mir ein kleines Zeichen der Anerkennung zu geben. Zu Süter aber seid ihr mit euren Fackeln gelaufen, als habe dieser Mensch, der sich unberufenerweise in Alles mengt, irgendwie ein Verdienst

ums Gemeinwohl. Seine einträgliche Praxis verdankt dieser alte Mann nicht seiner sehr zweifelhaften Geschicklichkeit als Arzt, sondern seiner Frömmigkeit. Und was will der Pfuscher nicht Alles verstehen! Bald schwatzt er von einer neuen Heilmethode, bald vom Associationswesen; bald will er Consum- und Sparvereine stiften, bald hält er einen Vortrag über deutsche Verfassung; bald will er die Dienstboten glücklich machen und weibliche Arbeitskräfte verwerthen, bald das Schulwesen verbessern; den einen Tag spricht er vom Theater, den andern von Volkserziehung, den dritten von einem neuen Leuchtstoff oder einem neuen Nahrungsmittel, und das Alles behandelt er im Sinne seiner Gönner, der Frommen. Ei, ihr Herren, wenn ihr guten Rath braucht, so wendet euch doch an diesen famosen Professor Süter! Freilich ist der Mann eigentlich Alles nur halb, ebenso wie er ein lauwarmer Conservativer und ein lauwarmer Kirchlichgesinnter ist."

„Herr Professor", bemerkte Ottmar, „die gefahrdrohende Wendung, die der leider eingetretene Zwiespalt hier genommen hat, wird hauptsächlich Ihnen zur Last gelegt und die zu befürchtenden Störungen wird man ebenfalls als Ihr Werk betrachten, wenn Sie denselben nicht vorbeugen. Sie kennen den Vorwurf, den man Ihnen laut genug macht: man sagt, Sie arbeiten im Dienste und Solde der Reaction. Mögen Sie für Ihre Person sich auch begnügen können, diese Verdächtigung

einfach zu verachten, dennoch würde es im Interesse des Publikums gut sein, wenn sie dieselbe ausdrücklich entkräfteten und dies können Sie am besten, indem Sie Ihre Anhänger entschieden zum Frieden mahnen. Dem Professor Süter thuen Sie schweres Unrecht. Nur seinen versöhnlichen Worten verdanken Sie es, wenn Sie heute mit einer schlimmen Demonstration verschont bleiben, die Ihnen zugedacht war. Die Arbeiterpartei, deren Führer Sie sind, versuchte bereits den Fackelzug zu stören, und in der Erbitterung darüber gedachten die Andern Rache an Ihnen zu nehmen. Herr Professor, tragen Sie nun wenigstens Sorge, in der Volksversammlung morgen zur Sühne zu reden und Unheil zu verhüten."

„Was hab' ich mit dieser Versammlung zu thun? Sie ist von andern Leuten berufen worden, die sich nicht die Mühe genommen haben, mich zu Rathe zu ziehen. Ich weiß kaum, zu welchem Zwecke sie ausgeschrieben ist und habe keinen Grund, hinzugehen, wenn ich auch Zeit dazu hätte. Und Zeit werd' ich wahrscheinlich nicht haben. Da sehen Sie selbst", fuhr er fort, indem er einen kleinen Schreibkalender vom Tische nahm und dem jungen Manne zeigte; „in den nächsten Tagen ist fast jede Stunde bereits besetzt und morgen, zur Zeit, wo Ihre Volksversammlung stattfindet, hab' ich erst Ausschußsitzung des Vereins für Verwerthung weiblicher Arbeitskräfte und darnach ebenfalls Ausschußsitzung des Vereins

für Volkserziehung. Verschieben läßt sich das nicht, denn Sie sehen hier, daß die nächsten Tage nicht minder besetzt sind."

So war es in der That. Der Kalender des Herrn Professors zeigte, daß er binnen drei Tagen, außer den schon genannten Sitzungen, noch als Vorsitzender oder Berichterstatter thätig sein mußte in Vereinen und Versammlungen für Naturheilkunde, für die freie Gemeinde, für Arbeiterinteressen, für Beschaffung wohlfeiler Wohnungen, desgleichen bei einer Begräbnißfeierlichkeit, bei der Berathung über Gründung einer neuen Volkszeitung, sowie einer Unterstützungskasse für unbeschäftigte Arbeiter. Wie sollte er da für noch etwas Anderes Zeit finden, zumal für eine Angelegenheit, wobei man ihn nicht gleich anfangs mit zu Rathe gezogen hatte!

„Vielleicht würde auch für morgen Ihre Mühe nicht einmal mehr nöthig sein, Herr Professor, wenn Sie schon bei dem heutigen Festmahl, wo gewiß auch einige der einflußreichsten Mitglieder Ihres Vereins anwesend sein werden, beschwichtigende Worte sprechen wollten."

„Ich komme nicht zu Ihrem Festmahl", sagte der Herr Professor, „und wenn diejenigen Arbeiter, die Sie als meine Anhänger bezeichnen, endlich einmal, nachdem sie lange genug geplagt und gereizt worden, gegen Sie losbrächen — ei, dann hättet ihr Herren dies eben nur euch selber zuzuschreiben."

„Das heißt doch wohl, Sie gedenken Ihre Leute gegen uns andre loszulassen, Herr Professor?"

Bevor der Professor antworten konnte, erschien sein Dienstmädchen und meldete, Herr Karl Arndt wünsche den Herrn Professor zu sprechen.

„Laß den Herrn in das Nebenzimmer treten, ich komme sogleich", sagte er. „Vielleicht haben wir noch einige Worte zu sprechen", bemerkte er gegen Ottmar, „und ich bitte Sie, hier zu warten, bis ich jenen Besuch abgefertigt habe."

Er ging ins Nebenzimmer, dessen Thür er nur anlehnte, als wünschte er, daß Ottmar sein Gespräch mit dem angemeldeten Herrn mitanhören möchte. Richard Ottmar kannte jenen blos vom Ansehn, er wußte von ihm nur, daß er der Sohn des Hofraths Arndt, eines angesehenen Verwaltungsbeamten, war und unlängst seine juristischen Studien beendigt hatte. Ottmar interessirte sich aus einem Grunde, der sich bald erklären wird, nicht wenig für diesen jungen Mann und um so mehr that es ihm leid, jetzt unwillkürlich mit anhören zu müssen, wie Karl Arndt eine dringende Bitte, die er im Laufe des Tages schon schriftlich an den Herrn Professor gerichtet, jetzt mündlich wiederholte, nämlich ihm aus einer Geldverlegenheit zu helfen.

Der Herr Professor stellte sich außerordentlich erstaunt. „Muß ich Ihnen erst sagen, Herr Arndt", rief er, „daß ich kein Geldmann bin? Sie verlangen fünf-

hundert Thaler; das ist erschrecklich viel Geld — nämlich für mich würde es viel sein, selbst wenn ich es zu verschaffen wüßte. Für andere Leute ist es eine Kleinigkeit, z. B. für den wohlhabenden Professor Süter, der ja überdies mit Ihrer Familie sehr befreundet ist. Warum wenden Sie sich nicht an den?"

„Ich kann nicht", antwortete Karl Arndt, der bereits seine Bitte vergebens an den Professor Süter gerichtet hatte, dies aber nicht gestehen mochte; „ich weiß auch im Voraus, daß er mir nicht helfen würde. Geholfen muß mir aber werden — es handelt sich um mein schriftlich verpfändetes Ehrenwort und ich habe all meine Hoffnung auf Sie gesetzt. Sie dürfen mein Vertrauen nicht täuschen, Herr Professor. Sie wissen, daß ich der Sache, die Sie vertreten, schon nützlich gewesen bin und noch ferner sehr nützlich sein kann —"

„Etwa dadurch, daß Sie Leuten, wie dem Professor Süter, ein Vivat bringen?" bemerkte der Herr Professor.

„Ich hab' es ihm nicht gebracht", sagte Karl.

„Aber Sie haben auch nicht versucht, es zu verhindern, junger Freund; Sie haben nicht versucht, die gehässige Demonstration zu verhüten, die man soeben gegen mich machte, indem man zu dem frömmelnden Professor zog und mich ignorirte."

„Und das ist wirklich der Grund, Herr Professor warum Sie mir nicht helfen wollen?"

„O, halten Sie mich doch nicht für so kleinlich, Herr Arndt! Ich denke nie an mich, sondern immer nur an die Sache. Helfen kann ich Ihnen aber nicht, denn ich habe kein Geld.“

„Sie sind jedoch im Stande, es herbeizuschaffen. Einige der Vereine, zu deren Vorstand Sie gehören, haben jetzt wohlgefüllte Kassen und es kostet Ihnen nur einige Worte, mir die fünfhundert Thaler als Darlehen zu verschaffen, die ich übrigens nur auf sehr kurze Zeit brauche und sehr gut verzinsen werde.“

„Ich zweifle, ob mein Wort so einflußreich ist“, antwortete der Herr Professor; „ich möchte den Versuch aber auch nicht wagen, die Verantwortlichkeit wäre mir zu groß.“

Nach Allem, was Ottmar wußte, konnte er voraussetzen, daß es nur eine maßlose Leichtfertigkeit war, die den Sohn des Hofraths in die Verlegenheit gebracht hatte, in welcher er jetzt Hilfe beim Professor suchte. Auch die Anspielung auf Dienste, die Karl Arndt dem Professor oder vielmehr der Partei, die dieser vertrat, geleistet haben wollte, sprach nicht günstig für ihn, denn diese Dienste konnten nicht wohl andre als solche sein, die das Licht zu scheuen hatten. Vermuthlich hatte er, durch seinen Vater unterrichtet und im Auftrage desselben, dem Professor mancherlei Winke und Warnungen, namentlich aber auch in geeigneter Weise die Andeutung gebracht, daß man die Arbeiterbewegung, an

deren Spitze der Herr Professor jetzt stand, höhern Orts nicht ungern sehe. Trotz alldem würde Ottmar selbst von Herzen gern dem Bedrängten geholfen haben, wenn er die Mittel dazu besessen hätte. Er kannte den Professor Süter sehr genau, denn dieser Herr war sein Vormund gewesen und hatte ihm allezeit sein Wohlwollen bewahrt, wie sehr auch die beiderseitigen Richtungen und Bestrebungen großentheils von einander abwichen; Ottmar zweifelte nicht, daß seine Empfehlung und Bitte beim Professor Süter mächtig genug sein würden, diesen zur Gewährung des Darlehens zu bewegen; aber die Gelegenheit dazu fehlte, da Ottmar, wie gesagt, nicht bekannt mit Karl Arndt war.

Er hörte noch, wie der Professor alle fernern Vorstellungen des jungen Mannes abwies, indem er immer sein völliges Unvermögen vorschützte.

Karl Arndt entfernte sich endlich und der Herr Professor erschien wieder bei Ottmar.

„Ich mußte mit anhören", bemerkte der letztere, „wie Sie diesem jungen Herrn Vorwürfe machten, die er, wie ich glaube, nicht verdient. Daß der Fackelzug Sie ignorirte, wie Sie es nennen, war wirklich noch weit weniger, als was man Ihnen eigentlich zugedacht hatte, Herr Professor. Die Erbitterung über das Benehmen der von Ihnen geleiteten Partei war so groß, daß sich viele Leute schon entschlossen zeigten, Ihnen noch diesen Abend ein Pereat oder eine Katzenmusik zu

bringen, und ich kann mich rühmen, durch mein Zureden Einiges beigetragen zu haben, diesen Exceß zu verhüten; — welche Unannehmlichkeiten Ihnen der nächste Abend bringen kann, wenn Sie Ihre Anhänger nicht bei Zeiten zügeln, das ist freilich eine andre Frage."

„Sie rühmen sich, ein Pereat von mir abgewendet zu haben?" sagte der Herr Professor in einem ganz eigenthümlichen Tone. Er war offenbar im Begriff, noch mehr zu sagen, unterdrückte aber die Worte, die ihm schon auf den Lippen schwebten. Hätt' ihn Ottmar genauer gekannt, so würd' er diese unterdrückten Worte und überhaupt die Gedanken des Herrn Professors in diesem Augenblicke errathen haben. Wenn einmal kein Vivat zu haben war, so blieb ein Pereat immer noch ein sehr annehmbares Ding und auch selbst dafür hatte der Herr Professor einige schwungvolle Phrasen in steter Bereitschaft, zu deren Verwendung sich nur leider auch noch nie eine Gelegenheit hatte finden wollen. Ja, unter gewissen Umständen war ein Pereat und selbst eine Katzenmusik sogar das Vorzüglichere. Beide hatten etwas Pikantes, und im Kreise seiner Getreuen würde er das Pereat als Märtyrerkrone und die Katzenmusik als strahlende Glorie getragen haben; überhaupt wurde von dem Manne, dem das Eine oder Andre zu Theil ward, doch wenigstens Notiz genommen und es war des Herrn Professors tägliches und heißes Verlangen, immer und überall Notiz von sich genommen zu sehn.

Wenig fehlte, daß er Ottmar gebeten hätte, ihm das so unzeitig hintertriebene Pereat doch noch zu verschaffen.

Ottmar machte eine Bemerkung, wie leid es ihm thue, Karl Arndt ohne Hilfe abgewiesen zu sehen.

„Haben Sie das auch gehört?“ sagte der Professor. „Nun, da sehn Sie ja, wie es mit dem Solde stehn muß, den ich von der Reaction ziehe, wenn die Söhne derjenigen Männer, von denen mir doch solcher Sold zufließen müßte, bei mir Hilfe in Geldverlegenheiten suchen. Der junge Herr verdient übrigens Ihr Mitleid nicht. Er ist nicht nur ein leichtsinniger, sondern auch ein völlig gesinnungsloser Mensch, ein zweideutiger Charakter, der zeitweilig mit jeder Partei gehen wird, wenn er seinen persönlichen Vortheil dabei findet. Er rühmt sich dreist genug, der Sache, für die ich arbeite, Dienste geleistet zu haben! nun, es lohnt gar nicht der Mühe, daß ich mich darüber ausspreche. Aber er ist ja zugleich befreundet mit diesem Süter, der unser Gegner ist und der bei der frommen Familie Arndt als gleichgesinnter Hausfreund ein und ausgeht.“

„Sie thun diesem Herrn wirklich Unrecht“, sagte Ottmar. „Er ist allerdings Ihr Gegner; auch ich bin in den meisten und wesentlichen Punkten Ihr Gegner; gleichwohl geh' ich in unsern Parteiangelegenheiten nicht Hand in Hand mit Professor Süter, wie befreundet ich sonst auch mit dem alten Herrn bin. Seine Ansichten sind nicht die meinigen; immerhin aber ist er ein durch

und durch redlicher Mann und die Frömmelei, die Sie ihm vorwerfen, verdient diesen Namen gar nicht. Er ist nichts weniger als ein Finsterling und in des Hofraths Hause geben seine dort noch allzu freisinnigen Ansichten oft Anstoß und Aergerniß, wie ich bestimmt weiß."

„In des Hofraths Hause!" wiederholte der Herr Professor. „Diese sogenannten frommen Leute sind doch schließlich alle gesinnungslos und trachten nur nach materiellem Vortheil. Wäre dem nicht so, wie könnte man denn alsdann in dieser frommen Familie neben einem Süter zugleich einen Mann wie den Kaufmann Harder als täglichen Gast dulden, der ein entschiedener Materialist ist und keine Gelegenheit vorüberläßt, wo er die Frommen verspotten kann? Aber er ist sehr reich und es ist eine bekannte Sache, daß die Frau Hofräthin die gewiß nicht glänzenden Vermögensumstände ihrer Familie zu verbessern hofft, indem sie diesen Harder mit ihrer Tochter Elisabeth zu verheirathen gedenkt."

„Ein solches Gerücht kann nur die Verleumdung erfunden haben!" rief Ottmar sehr eifrig, während der Zorn sein Gesicht röthete.

Der Herr Professor ließ sich durch diese Bemerkung nicht irre machen. „Die Sache ist bekannt und klar genug", fuhr er fort. „Weniger klar ist ein anderer Umstand, durch welchen Herr Harder einen mächtigen Einfluß auf den Hofrath zu üben scheint, so daß dieser

ihm Concessionen macht, die er sonst niemand machen würde. Man meint, Harder müsse irgendetwas von dem frommen Herrn wissen, was für alle Andern tiefes Geheimniß ist. Manche Leute behaupten, es beziehe sich auf den Bruder des Hofraths, der vor etwa funfzehn Jahren als Fälscher steckbrieflich verfolgt wurde und auf der Flucht gestorben ist."

Von diesen Dingen hatte Ottmar noch nichts gehört, aber er war geneigt, alles Nachtheilige, was man der Familie Arndt nachsagte, für Verleumdung zu halten. Es schmerzte ihn, diese übeln Nachreden nicht sofort entschieden widerlegen zu können und er zog es vor, in diesem Augenblicke den Gegenstand nicht weiter zu berühren. War er doch auch nicht zum Herrn Professor gekommen, um von der Familie Arndt mit ihm zu sprechen. Er hatte ihn nur zu bewegen gehofft, andern Tages die Arbeiterpartei, zu deren Führer in dieser Stadt er sich zu machen gewußt hatte, von den befürchteten Ausschreitungen zurückzuhalten, und es that ihm leid, augenscheinlich den Herrn Professor vielmehr geneigt zu finden, diese bereits aufgeregten und irregeführten Leute noch weiter aufzureizen. Vergebens stellte er ihm wiederholt vor, welche bösen Folgen es nicht nur für die unmittelbar Betheiligten, sondern auch für das allgemeine Beste haben könne, wenn der gefürchtete Conflict einträte. Der Herr Professor hatte für alles dies taube Ohren.

Während sich Ottmar noch in Bitten und Vorstellungen erschöpfte, erschien plötzlich die Frau Professorin wieder im Zimmer und mischte sich kühn ins Gespräch, indem sie gar kein Hehl daraus machen zu dürfen glaubte, daß sie alles bisher Gesprochene uneingeladen hinter der Thür mit angehört hatte.

„Lieber Fritz", sagte sie, „gib doch endlich einmal der Vernunft Gehör. Du solltest so besonnen und verständig sein, wie Herr Ottmar, der ganz recht hat, wenn er Dich vor den Folgen Deines Benehmens warnt. Was nützt Dir denn der Umgang mit jenen rohen Leuten, die nichts weiter als elende Kommunisten sind und nur flott leben wollen, ohne zu arbeiten. Du wirst Dich durch diese Geschichten noch in den übelsten Ruf bringen und es soweit treiben, daß Du Deine Stellung verlierst. Ich habe schon viel Angst und Sorge deshalb ausgestanden und Dir oft gute Worte gegeben, aber Du willst Dich nicht warnen lassen. Ach, Herr Ottmar, sagen Sie selbst —"

Weiter kam sie nicht. Der Herr Professor Fiedler hatte einige Augenblicke ganz wie versteinert gestanden; jetzt aber überließ er sich einem Ausbruche des Zornes, vor welchem die Frau Gemahlin noch schleuniger als das erste Mal flüchtete. Die arme, leider allzu taktlose Frau hatt' es in der That zu weit getrieben. Der berühmte Professor, der, selbst eine Notabilität ersten Ranges, nach allen Richtungen hin mit zahllosen Nota-

bilitäten in Correspondenz stand, er, der geniale Mann, der große Gelehrte, der Schriftsteller von europäischem Rufe, der von seinen Gegnern gefürchtete und beneidete, von seinen Anhängern angebetete Volksführer, er sollte sich warnen lassen wie ein Schulkind! und von wem! von einer ungebildeten Frau, die gar nicht fähig war, ihn zu begreifen! einem Weibe, das nur zitterte, sie möge nach des Mannes Tode keine Pension erhalten. Und hätte sie ihre unerhörten Betisen etwa noch in Form einer nächtlichen Gardinenpredigt aufgetischt, wobei keine Zeugen sind; aber nein, sie trägt sie in Gegenwart eines Dritten vor, und diesen Dritten, einen jungen Mann, empfiehlt sie dem Herrn Professor als Rathgeber und Vorbild! Ach, der einzige Fehlgriff des genialen Mannes war die Verbindung mit dieser Frau gewesen! Wär' es nur angegangen, er hätte sich gleich in diesem Augenblicke von ihr scheiden lassen.

„Dies Weib verdient nicht, daß man irgendetwas für sie thut", schloß er eine lange bittere Rede. „Schade, daß ich zu spät erst daran denke, sonst hätt' ich dem jungen Menschen, dem Arndt, doch helfen können. Ich habe mein Leben zu Gunsten dieses unwürdigen Weibes versichert und ich brauche nur die Police zu verpfänden, um sogleich eine hübsche Summe zu erhalten. Ich würde leicht einen Abnehmer finden, da die Prämienzahlung schon aufgehört hat und ich ja offenbar keine Aussicht habe, noch lange zu leben. Schade, daß ich daran nicht

sogleich dachte. Aber ich werde jedenfalls dafür sorgen, daß sie das Geld nicht erhält. Und meine Professur werd' ich auch aufgeben, damit die Unwürdige nach meinem Tode keine Pension bekommt."

Ottmar begriff, daß es hier nichts für ihn zu thun gab und er empfahl sich daher dem Herrn Professor, ohne den Gegenstand, der ihn hierhergeführt hatte, nochmals zu berühren. Jetzt hätte ja auch jedes Wort um so mehr fruchtlos sein müssen, als es den Anschein gehabt haben würde, als wolle er nur die Vorstellungen der Frau Professorin unterstützen.

Obwohl er mit verschiedenen „Volksmännern" vielfach verkehrt hatte, war er doch bisher weit entfernt gewesen, ihrer irgendeinen, mocht' es auch ein Gegner sein, in dem Lichte zu erblicken, worin sich ihm jetzt der Herr Professor Fiedler gezeigt hatte. Er war verstimmt und niedergeschlagen, ja er hätte beinahe weinen mögen über das, was er gesehn und gehört hatte. Der arme junge Mann war gewohnt, nicht nur selber Alles ganz ernst und ehrlich zu nehmen, sondern sich einzubilden, auch die Andern meinten es durchweg redlich und wären bei all ihrem Thun und Lassen jedenfalls im guten Glauben.

2.

Fenster von der einen Seite betrachtet.

Karl Arndt war inzwischen zu Herrn Harder gegangen, jenem reichen Kaufmann, von dem Herr Professor Fiedler gesprochen hatte. Harder war ein Mann von etwa vierzig Jahren, sah aber viel jünger aus. Er war Mitbesitzer einer großen Colonialwaarenhandlung, in deren Angelegenheiten er mehrmals große Reisen, namentlich nach Westindien und Südamerika unternommen hatte. Sein Reichthum, verbunden mit dem Umstande, daß er unvermählt war, machte ihn zu einem willkommenen Gaste in vielen Häusern, wo man ihn vielleicht ungern gesehen haben würde, hätte sein Geld es nicht verzeihlich gemacht, daß er sich häufig schroff in seinem Benehmen und wunderlich in seinen Ansichten zeigte.

Bei ihm machte Karl jetzt einen Versuch, das gewünschte und dringend nöthige Darlehn zu erhalten. Harder konnte nicht wohl sagen, daß er kein Geld habe. Er wies das Gesuch auch nicht sogleich ab, sondern

antwortete mit ausweichenden Fragen, dem Unwillkommensten, was man einem Hilfesuchenden auf seine Bitte geben kann.

„Was werden Ihre vertrauten Freunde sagen, lieber Karl", äußerte Harder, „z. B. der Herr Professor Fiedler, mit dem Sie in jüngster Zeit so viel umgegangen sind, wenn Sie deren Hilfe verschmähen und sich an mich wenden, der ich ganz und gar kein Parteimann bin. Warum geben Sie dem Herrn Professor nicht den Vorzug?"

„Ich komme soeben von ihm und er kann mir nicht helfen. Ich weiß kaum, was er mir sagte; deutlich verstanden hab' ich nur die abschlägige Antwort und den guten Rath, mich doch an Sie zu wenden. Er war übrigens sehr schlecht gelaunt, weil ihm der Fackelzug keine Huldigung gebracht hatte."

„O, hat man den wackern Mann vergessen? Dann ist seine Verstimmung erklärlich, ich kenn' ihn in diesem Punkte. Vor einiger Zeit war ich sein Tischnachbar bei einem Festessen, wo die verschiedenen anwesenden Notabilitäten — es waren mindestens fünf hervorragende Männer der Zeit zugegen — einander wechselseitig hochleben ließen. Einer nach dem andern erhielt seinen Toast und dadurch Gelegenheit, in theils schwungvoller und begeisterter, theils witziger und humoristischer Rede zu danken und sich recht ordentlich auszusprechen. Nur den armen Professor Fiedler vergaß man und es

war zum Erbarmen, wie er sich immer unruhiger und ungeduldiger geberdete. Er rutschte hin und her, als wäre sein Stuhl von glühendem Eisen und ich wurde selber sehr nervös dabei. Endlich hielt er es nicht länger aus, er bat um's Wort und sagte, er scheine trotz langjährigem redlichem und aufopferndem Streben doch das Vertrauen der geehrten Anwesenden nicht zu besitzen, seine Thätigkeit finde keine Beachtung, er werde sie daher einstellen; nur zu bald aber werde man erkennen müssen, welche Kraft man an ihm verloren habe u. s. f. Da erhob sich am andern Ende der Tafel ein Herr und brachte ein Hoch auf den Professor aus —"

„Herr Harder, ich weiß dies Alles, ich war ja selber der Gast, der das Hoch ausbrachte."

„Waren Sie es, Karl? Nun, um so eher hätte Ihnen der Professor heute helfen sollen; ein Dienst ist des andern werth. Der Herr Professor will nur gehörig bemerkt sein: geschieht dies, so ist er der liebenswürdigste Mann unter der Sonne. Man kann ihn dagegen zum Todfeinde haben, wenn man das Verbrechen begeht, ihn einmal zu übersehen. Kann er kein Lob haben, so ist ihm eine Schmähung immer noch lieber als gar nichts. Aus einer Schmähung, einem Angriffe läßt sich jedenfalls Kapital machen, wie man zu sagen pflegt. In den bewegten Tagen des Jahres acht und vierzig hatte eine aufgeregte Schaar eines Abends den Einfall, dem Professor Süter, der für reactionär galt,

einige Scheiben einzuwerfen. Professor Fiedler wollte damals vor Eifersucht beinahe vergehen. „Hat der Mensch Glück, dieser Süter!“ will man ihn äußern gehört haben, und es wurde sogar erzählt, er habe insgeheim einige liederliche Bursche durch Geld und Branntwein zu bestechen gesucht, auch ihm selber einige Scheiben und zwar ein paar mehr als dem Nebenbuhler einzuwerfen. Und heute war er also undankbar genug, Ihnen nicht zu helfen? Ja, im Punkte des Geldgebens stimmen doch oft die verschiedenartigsten Gemüther merkwürdig überein. Ich fürchte beinahe, Professor Süter würde Ihnen auch nichts gegeben haben.“

Karl schwieg.

„Ja, in dem Punkte sind sie alle gleich“, fuhr Harder fort. „Der Eine hat ein Herz, so kalt, daß Wasser sogleich gefrieren müßte, worein man es tauchen würde, und so hart, daß es Diamant ritzen könnte; der Andre dagegen hat ein weiches Lumpenherz, das schon in sehr niedriger Temperatur schmilzt und so leicht ist, daß man es beinahe unter die Imponderabilien rechnen muß; aber in dem einen genannten Falle stimmen sie doch überein.“

„Und Sie, Herr Harder?“

„Lieber Karl, ich meinte schon gesagt zu haben, daß ich Ihnen das Geld nicht geben werde, denn ich bin überzeugt, daß Sie es nicht ernstlich brauchen.“

„Kann ich denn deutlicher und dringender sprechen, als ich es gethan habe!“

„Ich will Sie nicht erinnern, Karl, daß ich Ihnen vor längerer Zeit eine ähnliche Summe geliehen habe.“

„Das bedarf natürlich keiner Erinnerung, Herr Harder —“

„Wirklich nicht? Das setzt mich in Erstaunen! Ich hätte vorausgesetzt, daß Sie es längst rein vergessen haben müßten, und dieses Vergessen würd' ich ganz natürlich gefunden haben. Es würde sich aus dem Stoffwechsel erklärt haben, aus dem physischen sowohl als aus dem moralischen —“

„Herr Harder, verschonen Sie mich mit Ihrer moralischen Chemie, ich kenne sie ja schon!“

„Ich spreche jetzt nur zu Ihrer Rechtfertigung, lieber Karl. Ein moralischer Stoffwechsel — sofern das Wort Stoff hier erlaubt sein kann — muß doch wirklich vor sich gehen, denn wie wollte man sonst Erscheinungen wie Unbeständigkeit, Untreue, sowie anderseits die sittliche Besserung erklären? Auch der in Ihren frommen Kreisen übliche Ausdruck, einen neuen Menschen anziehen, deutet offenbar auf eine moralische Mauserung hin. Beständigkeit und Treue sind nur da möglich und vorhanden, wo es gar keine Gegensätze, gar keine Theilung gibt, sondern einen gemeinsamen Schwerpunkt, in der Ureinheit, im einheitlichen All; — da nun aber einmal eine Tragödie der Welt, beruhend auf einer Lösung und Sonderung von der Einheit, gespielt wird, da einmal eine Zersplitterung stattgefunden hat und

ein Anziehen und Abstoßen, eine stete Bewegung unvermeidlich geworden, so ist auch der moralische Stoffwechsel in den Individuen natürlich und Untreue, Unbestand erklärlich. Das menschliche Herz strebt da unaufhörlich, sich aus dem Zustande, worin es sich eben befindet, zu befreien und sich der oder jener andern Richtung zuzuneigen, denn Beständigkeit ist nicht in seiner Natur und treu zu sein bildet es sich nur selbstgefällig ein oder affectirt es nur schlau."

„Sie glauben das Alles selber nicht, Herr Harder."

„Glauben! es ist ja ganz offenbar. Man hat die chemischen Elemente mit den Buchstaben verglichen und bezüglich der moralischen Elemente paßt der nämliche Vergleich: sie sind wie die Lettern im Schriftkasten; das nämliche Alphabet kann da morgen Alles verneinen, was es heute bejaht hat. Auf Grund des moralischen Stoffwechsels aber wird ein Mensch, ohne es selber zu wissen und ohne daß die andern nach Billigkeit daran denken, mit den verschiedenen Lebensaltern nach und nach wirklich ein ganz anderer. Das Recht der Verjährung beweist, daß selbst die Gesetzgeber wenigstens instinktmäßig diesen Umstand berücksichtigt haben; als Siebziger kann Einer doch gerechterweise nicht für das büßen, was er als Dreißiger gethan hat; und wenn jemand heute die Schulden nicht mehr anerkennen mag, die er vor zwei Jahren gemacht hat, so muß ich das gelten lassen, denn der Mann ist in den zwei Jahren ein ganz anderer geworden."

„Sie haben schon gesehn, daß dies auf mich nicht anwendbar ist. Wollen Sie, anstatt mir zu helfen, nur Ihren Spott mit mit treiben?“

„Ich treibe keinen Spott und am allerwenigsten mit Ihnen, Karl, denn Sie wissen wohl, daß ich Sie lieb habe“, erwiederte Harder sehr ernst. „Ich wollte nur eine zu wenig anerkannte Wahrheit hervorheben und Ihnen zum Troste sagen, daß Sie, aus Rücksicht auf den steten moralischen Stoffwechsel, mir nichts mehr schuldig sind. Es ist einmal so: Alles ist beständigem Wechsel unterworfen; treu und zuverlässig aber ist nur das Naturgesetz, die Nothwendigkeit. Wir sollten damit zufrieden sein, denn ohne den moralischen Stoffwechsel gäb es gar keine Geschichte, weder des Einzelnen noch der Menschheit.“

„Herr Harder, könnten Sie sich mit Hilfe dieses moralischen Stoffwechsels nicht auch Ihre moralische Chemie und Physik abgewöhnen? Die meisten Leute finden sie recht ungenießbar.“

„Freilich, von moralischer Chemie wollen die meisten nichts wissen, obwohl sich dadurch lernen läßt, moralisches Gold zu machen. Materielles Gold aber hab' ich diesmal nicht für Sie, Karl. Ich war im Begriff, Ihre Eltern zu besuchen, als Sie zu mir kamen. Gehen wir mit einander?“

Karl Arndt nickte nur mürrisch mit dem Kopfe und beide traten den Weg nach dem Hause des Hofraths an.

Es war ein altes Haus, Ueberrest eines ehemaligen Klosters und jetzt Staatseigenthum. Die Räume, wo vor Zeiten Mönche ihr Wesen getrieben und die dann nach und nach mancherlei öffentlichen Zwecken gedient hatten, waren erst unlängst zu einer Wohnung eingerichtet und von der Familie des Hofraths Arndt bezogen worden.

Von außen ziemlich unansehnlich und im Innern reich an seltsamen Winkeln und Kämmerchen, war das Haus dennoch recht bequem und wohnlich eingerichtet worden, bevor man es dem Hofrath übergeben hatte, und in einer Zeit, wo man die Miethpreise der Wohnungen von Jahr zu Jahr außerordentlich steigen sah, konnten die Bewohner dieses Hauses um so zufriedener damit sein, denn es war ihnen als freie Amtswohnung eingeräumt worden.

Geräuschvoll ging es in diesem Hause nie zu, am heutigen Abend aber war es besonders still darin, vielleicht weil dadurch der Herr Hofrath, als Staatsdiener, seine Nichtbetheiligung an der in der Stadt veranstalteten Festlichkeit, die nicht im Sinne der Regierung war, um so augenfälliger machen wollte.

Harder und Karl Arndt fanden hier, außer den Eltern und der Schwester des letztern, nur noch eine Freundin der Hofräthin anwesend.

Elisabeth, Karl's Schwester, die ein Buch vor sich hatte, woraus sie vorgelesen zu haben schien, richtete

einen fragenden Blick auf ihre Mutter und diese sagte: „Es ist gut für heute, Elisabeth.“ Die Tochter legte das Buch, eine Erzählung von strengkirchlicher Färbung, bei Seite.

„Das Erscheinen dieses Herrn Harder wirkt doch stets wie ein schreiender Miston“, sagte die Freundin der Frau Hofräthin leise zur letztern. „Er kann keine andern als ruchlose Worte sprechen. Als ich ihn zum ersten Male sah, machte er sogleich einen widrigen Eindruck auf mich. Er nahm damals Gelegenheit, den Ausspruch eines der frechen Freidenker des vorigen Jahrhunderts anzuführen, Lichtenberg, glaub' ich, hat der Mann geheißen, der gesagt haben soll, er könne sich eine Zeit denken, welcher unsre religiösen Begriffe so sonderbar vorkommen würden, als der unsrigen die der Ritterzeit; und die Zeit werde kommen, wo es so lächerlich sein werde, einen Gott zu glauben, als heutzutage Gespenster. Dazu bemerkte denn Harder noch: wie ihm scheine, sei diese Zeit eigentlich jetzt schon gekommen und die meisten Leute getrauten sich nur noch nicht es laut zu gestehen.“

„Das sind schreckliche Reden!“ seufzte die Hofräthin. „Schrecklich genug, obwohl es ihm kein Ernst damit ist.“

„Neulich hört' ich etwas Aehnliches von ihm“, fuhr die Freundin fort. „Es war vom Professor Süter die Rede —“

„Bei aller Achtung, die ich diesem Herrn schenke“, fiel hier die Frau Hofräthin etwas hastig ein, „muß ich doch daran erinnern, daß er eigentlich nur ein alter Rationalist ist, einer von den sentimentalen Rationalisten, die zum Glück bald ganz verschwunden sein werden. Ein wahrer Christ ist er nicht.“

„Wirklich nicht?“ fragte die Freundin im Tone schmerzlicher Theilnahme. „Nun, es rügte also irgend ein Spötter, daß Herr Professor Süter, der so häufig öffentlich spricht, eigentlich nur eine einzige Rede habe, die er mit geringen nöthigen Abänderungen bei jeder Gelegenheit wiederhole und den verschiedensten Gegenständen anpasse. Darauf sagte Herr Harder: Warum sollt' er das nicht? Wird doch auch in der Bibel das nämliche Evangelium mit geringen Abänderungen viermal hintereinander wiederholt; auf solches Vorbild darf sich gar wohl der fromme Herr Professor berufen.“

„Welch' frivole Worte!“ sagte die Hofräthin.

„Blos frivol nennen Sie das?“ entgegnete die Freundin, und indem sie jetzt die Hand der Hofräthin ergriff, fuhr sie leiser aber zugleich eifriger fort: „Liebe Hofräthin, ist es denn nur wirklich wahr, daß Sie an eine Verbindung Ihrer Tochter mit diesem nicht nur cynischen, sondern auch entschieden unkirchlichen Manne denken können? Er ist überdies mindestens vierzig Jahr alt und Elisabeth noch nicht zwanzig.“

„Nein, so alt ist er bei weitem nicht“, erwiederte

die Hofräthin rasch, und etwas langsamer fuhr sie fort: „Glauben Sie mir, liebe Freundin, ich kenne diese angeblichen Freidenker. Das ganze Gebahren Harder's ist kein Ausdruck seiner innern Ueberzeugung, es ist ihm überhaupt kein Ernst damit, sondern es beruht nur auf — wie soll ich sagen? — auf einem jugendlichen Trotze —"

„Jugendlich!" warf die fromme Freundin mit einem leichten Achselzucken ein.

„Ja, Herr Harder ist noch sehr jung!" sagte die Frau Hofräthin etwas piquirt. „Genug, ich bin fest überzeugt, daß er bald genug seine Verirrung, die bei ihm nur eine äußerliche ist, bereuen und auf den rechten Weg umkehren wird. Schon oft hat eine gute Frau einen solchen Freidenker bekehrt."

Die Frau Hofräthin fand für gut, unerwähnt zu lassen, daß das bedeutende Vermögen Herrn Harder's in ihren Augen genügte, viele Sünden gut zu machen.

„Ach so! Sie hoffen ihn zu bekehren!" sagte die Freundin. „Und was denkt denn Elisabeth von alldem?"

„Die soll davon noch gar nichts hören!" erwiederte die Hofräthin. „Bedenken Sie doch, es handelt sich nur erst um einen Herzenswunsch, den ich hege; Elisabeth ist ja noch ein halbes Kind, dem man noch nicht von solchen Dingen sprechen darf."

„Ein halbes Kind? sie ist doch beinahe zwanzig

Jahr alt? Aber Sie scheinen auch noch lange an die Jugendlichkeit Herrn Harder's glauben zu wollen, obwohl sein Haar wirklich schon recht dünn wird. Wissen Sie auch, liebe Hofräthin, daß viele Leute die Weise auffällig finden, in welcher der Herr Hofrath mit diesem Harder umgeht? Er begegnet ihm beinahe respectvoll, widerspricht ihm nie, der gottlose Mensch mag noch so lästerlich reden, und lauscht auf jedes seiner Worte mit einer Aufmerksamkeit, als spräche sein Beichtvater zu ihm. Harder dagegen begegnet ihm wie ein Mann, der sich eines entschiedenen Uebergewichts bewußt und überzeugt ist, daß er mit dem Andern machen kann, was er will. Einem künftigen Schwiegersohne gegenüber sollte das Verhältniß vielmehr umgekehrt sein!"

Die Frau Hofräthin unterließ es, hierauf zu antworten, und sagte nur: „Sie sind nun einmal gegen den armen jungen Mann eingenommen; aber ich glaube fest, daß auch bei ihm die Gnade noch zum Durchbruch kommen wird, und Sie wissen ja, es ist mehr Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, als über hundert Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Geben Sie acht, Sie sollen gleich sehen, daß sein Herz im Grunde gut ist. Ich will ihm die Subscriptionsliste für die Wittwe des verunglückten frommen Packträgers vorlegen."

Solches geschah und Harder überblickte das Papier, worauf schon zahlreiche kleinere und größere Beiträge

gezeichnet waren. Dann sagte er: „Ach, da stehen ja lauter Namen frommer Leute! unter denen würde der meinige sich ausnehmen wie Saul unter den Propheten. Frau Hofräthin, ist denn die Wittwe auch fromm?“

„Fromm und brav wie ihr seliger Mann.“

„Dann will ich um so weniger unterzeichnen, aber hier übergeb' ich Ihnen einen kleinen Beitrag und bitte Sie, denselben ohne Bezeichnung des Gebers Ihrer armen Wittwe zustellen zu wollen.“

„Ich dank' Ihnen recht herzlich“, sagte die Hofräthin. „Die arme Frau ist krank und braucht die Unterstützung sehr nöthig. Ach, sie ist so unglücklich, die arme Wittwe!“

„Sie können ja nicht wissen, wie einer Wittwe zu Muthe ist, Frau Hofräthin!“ bemerkte Harder.

Diese Worte, welche für die andern Anwesenden keine Bedeutung hatten, schienen den Hofrath äußerst peinlich zu berühren, während das Gesicht der Frau Hofräthin einen Augenblick von brennender Röthe übergossen war. Mehrere Secunden sprach niemand ein Wort. Harder fühlte, daß er mit seiner nur für das fromme Ehepaar verständlichen Aeußerung vielleicht zu weit gegangen war und er wünschte den Eindruck einigermaßen zu verwischen.

„Ist es nicht wahr“, sagte er leise zu dem neben ihm sitzenden Hofrath, „mit Frauen läßt sich fast stets nur wie mit großen Kindern sprechen?“

„Sie scheinen eine Bemerkung über die Frauen gemacht zu haben“, bemerkte die Hausfreundin; „und zwar eine leise Bemerkung! Wir müssen wohl fürchten, daß Sie uns nichts Rühmliches nachgesagt haben.“

„Wie vermöcht' ich anders als rühmlich von den Frauen zu sprechen!“ erwiederte Harder. „Ich sagte nur, die Frauen sind meist stabil oder, wenn man will, reactionär; und ich meine, man sollte sich darüber freuen, denn so wirken die Frauen in unserer zur Ueberstürzung geneigten Welt als wohlthätiges Correctiv; hätt' ich das unzierliche Wort nicht gescheut, so würd' ich gesagt haben, als wohlthätiger Hemmschuh.“

„Was Sie sagen, ist nicht in die Form eines Kompliments gekleidet“, sagte die Dame, „und das ist um so besser. Es liegt eine Wahrheit darin und es ist ein Glück, daß es so ist, wie Sie sagen. Ich rechne es mir zur Ehre an, einen bescheidenen Theil des Hemmschuhs zu bilden.“

„Und ich bin sehr erfreut, mir Ihren Beifall verdient zu haben“, antwortete Harder. „An motorischen Mitteln aller Art ist ja unsre dem Vorwärts huldigende Zeit überreich; um so mehr sehnt man sich öfters, auch einmal ein wenig auszuruhen von all der Bewegung, einmal zu ruhigem Athem zu kommen. Ich möchte Sie in dieser Beziehung um Ihre Wohnung beneiden, Frau Hofräthin. Die ist so recht wie gemacht für Frieden und stille Beschaulichkeit. Schon die Erinnerungen, die

sich daran knüpfen, können wohlthuend auf den sinnigen Bewohner wirken. Das Haus ist ein Kloster gewesen; es weht noch ein frommer Hauch darin; ein romantischer Duft, möcht' ich sagen, erfüllt diese ehrwürdigen Räume noch."

„Ich verkenne die manichfachen Vorzüge unserer Wohnung nicht", sagte die Hofräthin, die sich von der peinlichen Aufregung, in die sie kurz vorher durch Harder's Aeußerung versetzt worden, wieder erholt zu haben schien und sich, ebenso wie ihr Gemahl, mit dem Gedanken trösten mochte, daß Harder selbst die Tragweite jener Aeußerung nicht ahnen könne. „Doch läßt sich auch nicht leugnen, daß die Einrichtung des Hauses in manchen Einzelheiten etwas anständiger hätte sein können. Mancher Tagelöhner würde sich heutzutage schämen, solche Fenster in seiner Wohnung zu haben. Ich spreche nicht von den Fenstern des Treppenhauses, die noch in Blei gefaßte runde Scheibchen haben; wir wollen uns dies als ehrwürdigen Ueberrest vergangener Tage gern gefallen lassen; aber selbst in den Zimmern hat man das allerschlechteste Glas zu den Fenstern verwendet; es ist wirklich eine Schmach, man sieht da bläuliche und grünliche Scheiben neben den farblosen und im ganzen Hause ist keine einzige, die nicht durch Streifen, Bläschen und Pünktchen verunziert wäre."

„Liebe Mutter", bemerkte hier Karl, „warum lassen wir das Haus nicht mit anständigen Fensterscheiben

versehn? Es würde dies doch nur sehr geringe Kosten verursachen, die der Vater recht wohl bestreiten könnte."

Der Herr Hofrath selbst konnte darauf nicht antworten, weil er soeben das Zimmer verlassen hatte; aber seine Gemahlin sagte: „Ein Beamter, der keine andern Einkünfte hat als seinen Gehalt, muß heutzutage jede Ausgabe scheuen, die nicht streng nothwendig ist."

„Gewisse Leute", entgegnete Karl lächelnd, „die in diesen bedenklichen Tagen ihrer kecken Stimme leider einiges Gewicht zu geben wissen, haben schon mehrmals den Gehalt des Herrn Hofraths Arndt allzu beträchtlich gefunden und den Kopf darüber geschüttelt."

Die Hofräthin begnügte sich, einen mißbilligenden Blick auf den Sohn zu richten, unterdrückte aber eine Bemerkung, die wahrscheinlich gelautet haben würde: Dein Leichtsinn hat bereits nur allzugroße Kosten verursacht und uns zu empfindlichen Einschränkungen genöthigt.

„Die Stadt könnt' es wohl übernehmen, Ihnen besseres Fensterglas zu liefern, Frau Hofräthin", bemerkte Harder.

„Das Haus ist ja kein städtisches Eigenthum", erwiederte die Hofräthin; „es gehört dem Staate; und wie könnten wir jetzt, wo die Landesvertreter nur immerfort Sparsamkeit predigen, ein Gesuch um gute Fensterscheiben wagen! Ich fürchte, wenn ein solches Gesuch

bekannt würde, und es gelangt ja jetzt das Geringfügigste an die Oeffentlichkeit, ich fürchte, der erbitterte Pöbel würde uns dann sogar die alten Scheiben mit Steinen einwerfen."

„Das ist es ja eben, worauf ich ziele, verehrte Frau Hofräthin", fuhr Harder fort. „Allerdings ist man mit Fenstereinwerfen jetzt nicht so geschwind bei der Hand, wie früher, wie namentlich im Jahre dreißig und selbst achtundvierzig noch hier und da. Die Revolution ist seitdem, während sie, sei es im Stillen, in der Eroberung der Geister, sei es offenbar und sichtlich, immer siegreicher geworden, auch in ihrem äußerlichen Auftreten fortgeschritten und mag jetzt in der Regel solche kleinliche Excesse nicht mehr in ihrem Gefolge dulden. Warum sollte jedoch der kleine Anachronismus des Fenstereinwerfens nicht gelegentlich noch möglich sein? Haben wir doch manch andern und größern Anachronismus in unsern Tagen möglich werden sehn, z. B. eine Art Bündniß der Junker mit den Arbeitern? Lassen Sie nur das Volk oder, wie Sie es genauer bezeichnen, den Pöbel einmal die Güte haben, Ihnen die garstigen Scheiben einzuwerfen und flugs wird die Stadt genöthigt sein, Ihnen schöne neue machen zu lassen. Der Herr Hofrath ist zwar bis jetzt, soviel mir bekannt, in der Presse und in Versammlungen noch nicht ausdrücklich auf die Liste der Volksverräther gesetzt worden, allein man kennt ihn als strengkirchlich, als

eifrigen Vertreter des Bestehenden, wie es die Einen nennen, oder als Erzreactionär nach der Ausdrucksweise der Andern, und damit ist genug gesagt. Ich glaube, es bedarf in gewissen Kreisen nur eines Winks und sofort fliegen Ihnen die nützlichen Steine in die Fenster."

„Das ist ein böser Scherz!" sagte die Hofräthin.

„Auch wenn er sich in Ernst verwandelte, würden Sie keine Gefahr dabei zu befürchten haben", erwiederte Harder. „Karl hat sich, so viel ich weiß, öfters in den fraglichen Kreisen umgesehn, er hat dort gewiß einige einflußreiche Bekannte, und die Sache ließe sich, Dank diesen Connexionen, sicherlich so einrichten, daß Sie im Voraus von der Stunde des wohlthätigen Fenstersturms unterrichtet würden und Zeit hätten, nicht nur alle werthvollen und zerbrechlichen Gegenstände aus der Nähe der Fenster zu entfernen, sondern auch sich selber in einen sichern Hinterhalt zurückzuziehen. Und wenn so zur finstern Abendzeit auch nur etliche wenige Scheiben von außenher zerschlagen würden, das könnte genügen, wenn man nur zugleich Sorge trüge, die verschonten von innenher insgeheim selber einzustoßen. Ließe sich nicht Alles ungefähr so veranstalten, Karl?"

Der Angeredete zeigte jetzt ein ungewöhnlich ernstes Gesicht.

„Glücklicherweise", sagte er, „ist der drohenden Arbeiterunruhen wegen neuerdings die Besatzung verstärkt worden und es sind daher derartige Auftritte

kaum zu besorgen. Aber lassen Sie den unzeitigen Scherz; man soll den Teufel nicht an die Wand malen."

„Das soll man allerdings nicht", sagte der Hofrath, der in diesem Augenblicke wieder ins Zimmer trat und nur die letzten Worte gehört hatte. „Wer möchte denn den Bösen an die Wand malen?"

„Hier unser würdiger Freund Harder", antwortete Karl, „der uns durch einen unheimlichen Spaß zu ängstigen sucht und uns eine Revolution in Aussicht stellt, deren Errungenschaft in neuen Fensterscheiben bestehen soll."

Er bemühte sich recht geflissentlich, den Einfall Harders als einen bloßen „Spaß" zu bezeichnen; im Stillen aber nahm er, während jener in der That nur gescherzt hatte, die Sache um so ernster. Es war ihm dabei selber ein plötzlicher Einfall gekommen, wovon die Andern nichts ahnen durften und worauf er einen verhängnißvollen Plan gründete.

Karl Arndt zählte, obwohl er der Sohn des als strengkirchlich und ebenso als „streng conservativ" bekannten Hofraths war, dessen Ansichten er wenigstens zum Schein theilen mußte, doch einige ganz andersgesinnte junge Leute, zum Theil frühere Studiengenossen, unter seine nähern Bekannten, die, weil sie sich als kecke Redner in Versammlungen und in ähnlicher Weise auszuzeichnen wußten, eines nicht geringen Ansehens unter der um diese Zeit besonders leicht aufzuregenden Menge

genossen und diese beliebig zu leiten vermochten. Karl, von Natur leichtsinnig und überdies von Jugend auf verzogen, hatte sich, wie schon mehrmals, in jüngster Zeit wieder in Schulden gestürzt, die äußerst drückend zu werden begannen und die er gleichwohl dem Vater nicht zu gestehen wagte, der bereits nur allzuviel für ihn hatte bezahlen müssen und auf das Entschiedenste erklärt hatte, daß er fortan durchaus nichts mehr hergeben werde.

Jetzt stand die Ehre des jungen Mannes auf dem Spiele und um sie oder vielmehr nur ihren äußern Schein zu wahren, trug er in seiner Bedrängniß kein Bedenken, etwas zu begehen, was ihn in seinem eigenen Bewußtsein entehren mußte. Er war freilich in einem Hause aufgewachsen, wo unter dem wuchernden Unkraute sogenannter Frömmigkeit die reine Sittlichkeit gar leicht erstickt werden konnte. Während er Harder mit ernster Miene die Worte zurief, „man soll den Teufel nicht an die Wand malen", hatte jener Scherz bereits schlimme Frucht bei ihm getragen. Er wünschte, einen solchen Tumult eintreten zu sehn, wie ihn Harder nur scherzend in Aussicht gestellt hatte; laut aber wiederholte er: „Müssen Sie nicht zugeben, daß tumultuarische Auftritte solcher Art jetzt ganz unmöglich gemacht sind?"

Harder glaubte, Karl spreche nur so, um seine Mutter zu beruhigen, und sagte:

„Allerdings, Frau Hofräthin, dürfte das Recept

zur Erlangung besserer Fensterscheiben, welches ich mir vorzuschlagen erlaubte, bei Ihnen nicht so leicht in Anwendung kommen können, als ich mir einbildete, denn in ihrer nächsten Nachbarschaft wohnt einer der einflußreichsten Volksführer, der Architekt Ottmar, der stets eifrigst gegen alle derartigen Gewaltthätigkeiten gepredigt hat und gewiß nicht dulden wird, daß sie hier unmittelbar unter seinen Augen stattfinden."

„Auch hierbei muß ich fürchten", sagte die Hofräthin, „daß Ihre Worte mehr als bloßer Scherz sind. O, mein Gott! in welcher Welt leben wir denn jetzt, daß wir uns auf den Schutz der Gesetze nicht mehr verlassen können und uns am Ende noch glücklich schätzen sollen, wenn uns die Nähe eines jungen Menschen vor groben Insulten schützt, eines Menschen, der gar nichts Ordentliches ist, sondern nur ein Rädelsführer der strafbaren Unruhstifter. Denn das ist er doch, dieser — wie nannten Sie ihn?"

„Richard Ottmar heißt er und ist etwas Ordentliches, nämlich ein geschickter Architekt. Er wohnt Ihnen gradüber in dem hohen schmalen Hause. Mich wundert, daß Sie noch gar nichts von ihm gehört haben, denn er ist der besondere Schützling unsers Freundes Süter, der sein Vormund gewesen ist. Ottmar gehört aber wirklich nicht unter die Unruhstifter; im Gegentheil, man verdankt ihm schon die Verhütung manch unruhigen Auftritts. Er erfreut sich eines großen Ansehens unter den

Arbeitern, namentlich unter denen der Baugewerke, und er ist einer von denjenigen, die den Umtrieben jener kleinern Arbeiterpartei, welche ihre theils wirklichen theils vermeintlichen Interessen allenfalls durch rohe Gewalt sicherstellen möchte, stets entschieden entgegengetreten ist. In dieser Beziehung ist er der bedeutendste Gegner des Herrn Professors Fiedler, der sich zum Führer jener kleinern aber um so eifrigern Partei gemacht hat und diese zu seinem persönlichen Vortheil auszubeuten weiß.“

„Derartiges Treiben sollte man überhaupt gar nicht dulden und es stets gleich im Keime unterdrücken“, sagte die Hofräthin.

„Ach, verehrte Frau!“ erwiederte Harder, „was sollten denn alsdann unsre Volksmänner anfangen, all jene großen und kleinen Propheten dieser Zeit, für welche bald eine politische, eine nationale, bald eine sociale Frage entweder als melkende Kuh oder als Steckenpferd dienen muß? Fragen Sie diese Herren, so wird Ihnen vielleicht jeder antworten, daß er weit lieber in Ruhe leben möchte, als sich im öffentlichen Leben abmühen, und daß er sich ebenso hartnäckig, wie einige der alttestamentlichen Propheten, gesträubt habe, dem ihm gewordenen Rufe zu folgen. Aber er mußt' ihm ja folgen, er mochte sich wehren wie er wollte, und der Geist ist nun einmal über ihn gekommen. Inspirirt müssen diese Herren, zum wenigsten die ich große Pro-

pheten nenne, jedenfalls sein, denn sie verstehen sich gründlich auf die heterogensten Dinge, auch ohne dieselben jemals studirt zu haben, und sind in allen Sätteln gerecht. Was ein sogenanntes „Mädchen für Alles" im Hause, das ist ein solcher Mann bezüglich aller öffentlichen Angelegenheiten und Zeitfragen. Unsre beiden großen Propheten hier am Platze sind die Herren Professoren Fiedler und Süter und es ist sehr gut für diese beiden Herren, daß sie Gegner sind; indem sie einander bekämpfen, dient einer dem andern als Folie, hebt einer den andern. Die kleinen Propheten hängen von ihnen ab. Da sitzt in irgend einem Winkel des Landes ein Mann, dessen Geschäft nicht blüht, dem aber, wo nicht der Geist, doch der Hunger die Zunge gelöst hat. Er fühlt sich plötzlich berufen, die Welt zu beglücken. Was läßt sich Neues thun? fragt er sich, und bald ist er begeistert für irgend eine Aufgabe, deren Lösung ihm beschieden ist. Es ist eine religiöse oder industrielle Frage, ein neues System, der Arbeiternoth abzuhelfen oder das Volk zu erziehen, ein neu entdecktes Heilmittel, eine neue Erfindung, genug irgend etwas Neues. In seiner Provinz kann der Mann aber nicht als Prophet wirken. Er muß auf den großen Markt mit seiner Waare, in die große Stadt. Hier angelangt, ist das Erste, was der leine Prophet thut, daß er sich zu einem der großen Propheten am Platze begibt, damit ihn dieser unter den Schutz seiner Flügel nimmt, denn das ist unerläßlich. Die

großen Propheten sind unvermeidliche Redner bei allen öffentlichen Angelegenheiten ohne Ausnahme. „Herr N. N. wird sprechen" — dann strömt die Menge herbei. Wen nun z. B. hier bei uns Herr Professor Süter in seinen Schutz nimmt, der wird vom Herrn Professor Fiedler heftig bekämpft, und umgekehrt; solcher Kampf aber ist der fraglichen Sache oder vielmehr den Unternehmern — denn die Sache ist immer Nebensache — sehr nützlich und förderlich. Herr Professor Fiedler hat in Folge seiner Stellung als großer Prophet so erstaunlich viel zu thun, daß auf Wochen hinaus fast jede Stunde besetzt ist und er, wie ich höre, eines Kalenders, wie Geschäftsleute und Advokaten, bedarf, um nichts zu vergessen oder zu versäumen."

„Eine saubre Industrie, die unklaren Köpfe der Menge noch mehr zu verwirren!" sagte die Hofräthin.

„Wenn jemand von unklaren Köpfen spricht", bemerkte Harder leise gegen den Hofrath, „bildet er sich gewöhnlich ein, es sei damit bewiesen, daß er selber einen klaren habe."

Der Herr Hofrath wagte nicht, seine Gemahlin gegen diese despectirliche Bemerkung in Schutz zu nehmen, aber er sagte:

„Ist denn die Gesellschaft so sehr arm an besonnenen Männern, die dem unsinnigen Treiben wirksam entgegenzutreten vermöchten?"

„Ach", antwortete Harder, „Besonnene nennen sich

in bewegten Zeiten gern diejenigen, die sich gar nimmermehr zu besinnen vermögen."

Bald nachher erhob er sich, um Abschied zu nehmen. Zu Karl sagte er noch, als er ging: „Nach acht Tagen wollen wir wieder über Ihre Angelegenheit sprechen, junger Freund!" und er ahnte nicht, daß er durch diese Vertröstung auf spätere Zeit die letzte Hoffnung des jungen Mannes vernichtete und diesen zu einem Schritte trieb, der des Unheils nur zu viel im Gefolge haben sollte.

3.

Fensterstudien von der andern Seite.

Als Harder die Hofräthin halb im Scherz damit tröstete, daß ihre Wohnung unter dem Schutze des jungen Architekten Ottmar stehe, ahnte keine der anwesenden Personen, eine einzige ausgenommmen, daß Ottmar sich in der That äußerst warm für die Fenster der hofräthlichen Wohnung interessirte, so wenig sie auch in architektonischer Hinsicht geeignet waren, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Er bewohnte im zweiten Stock eines gegenüber gelegenen Hauses ein paar bescheidene Stuben und zur nämlichen Stunde, wo sich beim Hofrath das Gespräch um die Fensterscheiben drehte und diese ein so herbes abfälliges Urtheil erfuhren, betrachtete Ottmar diese nämlichen Scheiben mit unendlicher Liebe und Andacht.

Er hatte seinerseits an dem getadelten Glase schlechterdings nichts weiter auszusetzen, als daß es ihn während der Tageszeit verhinderte, das Innere der Gemächer drüben deutlich zu sehen, wenn er so manche

Viertel- und halbe Stunde, ganz uneingedenk der großen Maxime „Zeit ist Geld“, hinüberspähte, um Elisabeth, die Tochter des Hofraths und die Geliebte seines Herzens, zu erblicken. Des Abends verhinderten einen solchen Blick in der Regel die Vorhänge und er mußte sich dann begnügen, die Schatten zu beobachten, die sich an diesen Vorhängen bewegten. Wie glücklich er war, wenn er unter diesen Schatten den ihren herausfand oder herauszufinden glaubte, weiß ein jeder, der einmal ähnliche Studien gemacht hat.

Aus dem soeben Gesagten könnte man schließen, daß diese Liebe noch von sehr jungem Datum war. In einer Hinsicht verhielt es sich denn auch so, während es doch auch wieder eine sehr alte Neigung war, denn schon vor Jahren, als er selber noch ein Knabe und Elisabeth ein kleines Mädchen gewesen, hatte er sie sehr lieb gehabt. Darauf war aber ein langer Zeitraum gefolgt, wo er nichts mehr von ihr gesehn noch gehört und nur noch selten an sie gedacht hatte.

Als Knabe hatte Ottmar bisweilen längere Zeit auf dem Lande gelebt, in einem seiner Vaterstadt nicht fern gelegenen Dorfe, wo damals auch die Familie Arndt eine Sommerwohnung besaß. Dort hatte er die kleine Elisabeth beinahe täglich gesehn, manchmal war auch wohl ihr Bruder Karl sein Gespiele gewesen, aber vor lauter Scheu und Schüchternheit hatte Ottmar doch nie gewagt, das kleine Mädchen, nach dem er den

ganzen Tag von ferne spähte und mit dem er in seinen Träumen, wo er etwas weniger schüchtern war, häufig sprach, in der Wirklichkeit anzureden. Hatte sie sich genähert, wenn er in Karls Gesellschaft war, dann war ihm jedesmal heiß und bang zu Muthe gewesen und er hatte vor Verlegenheit kein Wort sprechen können, obwohl er etliche Jahre älter als Elisabeth war.

Ein einziges Mal hatte er indeß doch mit ihr gesprochen und bei dieser Gelegenheit war er blutroth geworden, denn es war ihm damals wie etwas ganz Unerhörtes und Unbegreifliches erschienen, daß er mit ihr in ein Gespräch gekommen war.

Auf einem Anger in der Nähe des Dorfes pflegte eine Rinderheerde zu weiden, zu welcher ein notorisch bösartiger Stier gehörte. Ottmar war selbst einmal Zeuge gewesen, wie dieses Thier, ohne irgendwie gereizt zu sein, einen Vorübergehenden mit den Hörnern gefaßt und weithin geschleudert hatte. Eine Reihe ähnlicher und schlimmerer Thaten wußte man diesem gehörnten Monarchen noch nachzusagen und in Folge deß hatte der junge Ottmar damals eine große Scheu vor Ochsen und Kühen bekommen; einer Rinderheerde wich er gern so weit wie nur möglich aus. Eines Tages aber schritt er gleichwohl anscheinend sorglos und keck mitten durch die ins Dorf zurückkehrende Heerde. Die Sache war, daß er Elisabeth unter der Thür ihres nahegelegenen Hauses stehen sah: er glaubte sich von ihr bemerkt und

da durfte er schlechterdings nicht furchtsam oder feig erscheinen.

Bald nachher spazierte er eines Tages auf jenem Anger dicht am Rande des Flusses hin. Er hatte Elisabeth mit einer Gespielin des nämlichen Weges gehen sehn und war den beiden kleinen Mädchen in sehr respectvoller Entfernung gefolgt, denn sie durften um Alles in der Welt nicht merken, daß er diesen Pfad wählte, um Elisabeth, wenn auch nur vom Weiten, zu sehen. Plötzlich bemerkte er, wie sie still standen, umkehrten und nach einigen Schritten wieder stehen blieben. Auch er blickte jetzt um sich und sah nun, daß jene und auch er selbst in nicht geringer Gefahr schwebten. Die beiden kleinen Freundinnen hatten, vermuthlich in ihr Geplauder über irgend einen hochwichtigen Gegenstand vertieft, ebensowenig wie der ganz im Anschauen der einen lieben Gestalt versunkene Ottmar, bemerkt, daß man beiderseits allmählich von der gefürchteten Rinderheerde förmlich eingeschlossen worden war, die anfangs durch einiges Gebüsch und eine Erhöhung des Bodens verborgen gewesen. Zur einen Seite hatte man das steil abfallende Ufer des Flusses, und zwischen diesem und einem von gehörnten Köpfen gebildeten Halbkreise, der sich mehr und mehr verengte, sah man sich eingeschlossen. Die Mädchen hatten vor den Thieren, die sie plötzlich vor sich erblickten, umkehren wollen, und nun zu ihrem Schrecken auch den Rückzug bereits ab-

geschnitten gesehn. Mit Feldherrnblick hatte Ottmar sogleich das Terrain und die drohende Stellung des Feindes gemustert. Seine eigene Furcht vor dem letztern war in diesem Augenblicke völlig verschwunden; aber er hatte die unbeschreiblich schwierige Aufgabe, Elisabeth und ihrer Gefährtin seine Hilfe und seinen Schutz anzubieten. Durch Feuer und Wasser für sie gehen, das war Kleinigkeit, aber sie anreden! Zum Glück erleichterten sie ihm das Werk dadurch, daß sie in ihrer Rathlosigkeit sich ihm näherten und ihn zuerst anredeten. Ottmar fand nicht gerathen, sich mehr und mehr einschließen zu lassen, denn alsdann lief man Gefahr, in den Fluß gedrängt zu werden. Man durfte einen Angriff des Feindes nicht abwarten, sondern mußte dessen Linie verwegen durchbrechen. In der Richtung, wo man nach dem Dorfe zurückkehren konnte, war der Pfad gerade am dichtesten besetzt und dort stand auch, wenige Schritte vom Ufer, der böse Stier.

„Ich werde die Thiere zurückscheuchen", sagte Ottmar, als ob es sich um bloßes Kinderspiel gehandelt hätte und während er gleichwohl die liebe Elisabeth nicht anblickte, sondern seine Worte an deren ihm gleichgiltige Gefährtin richtete; „ich werde die Thiere zurückscheuchen, damit wir am Ufer vorübergehen können, und ihr haltet euch dabei neben mir auf der andern Seite. Kommt dann ein Angriff, so nehm' ich ihn auf mich und ihr könnt unterdessen vorübereilen."

Das hochherzige Erbieten ward angenommen. Sich dicht an seine linke Seite anschließend (der Feind stand auf seiner Rechten), gingen sie mit ihm auf den gefährlichen Punkt vorwärts. Sie schmiegte sich an ihn und hätte man ihn in diesem Augenblicke nach Himmel und Hölle gefragt, so würde er wahrscheinlich geantwortet haben, daß beide ein und dasselbe seien. Aber er war einer Reflexion damals gar nicht fähig. Der gehörnte Wütherich und die Seinen glotzten tückisch das zitternde Kleeblatt an. Ottmar aber blickte im Vorübergehen fest in die Augen des Tyrannen, der in diesem Falle einmal so gnädig war, sich den Blick gefallen zu lassen. Einige schwüle angstvolle Sekunden, und man war zwischen steilem Ufer und Hörnern glücklich hindurch gekommen. Die Angst aber war nur auf Seiten der kleinen Mädchen gewesen; der junge Held Ottmar hatte nichts Derartiges empfunden. Es wär' ihm eine Wonne gewesen, den Angriff zu erfahren, der doch die Flucht der Gefährtinnen gesichert hätte.

Und dann, als man aus dem Bereiche des Feindes gewesen war und Elisabeth dem Retter die Hand gereicht und gesagt hatte: „Ich danke recht schön!" da hatte er kein Wort zu erwiedern gewußt, er hätte vor Verlegenheit in die Erde sinken mögen und hatte es nicht über sich gewonnen, mit den Beiden ins Dorf zurückzugehen; vielmehr hatte er beim nächsten seitab führenden Wege nur stumm mit dem Kopfe nickend Ab-

schied genommen und war noch stundenlang einsam in den Feldern umhergeirrt, überglücklich im Gedanken an das Erlebte und doch zugleich auch unglücklich im Gefühle seiner übergroßen Schüchternheit, die ihn aus der seligen Nähe der Angebeteten verscheuchte. Noch oft machte er sich in der Folge Vorwürfe darüber, noch lange bereute er, damals nicht bei ihr geblieben zu sein und frischweg, wie es leichtherzige Leute thun, mit ihr geplaudert zu haben, während er sich doch auch immer wieder gestehen mußte, daß dies allzuschwierig für ihn, daß es gar nicht möglich gewesen sein würde. Und ach! es war noch dazu das letzte Mal gewesen, daß er sie gesehn hatte, denn wenige Tage nachher hatte er jenen Ort verlassen müssen und war auf ein zehn Meilen weit entferntes Gymnasium geschickt worden. Wieder ein paar Jahre später war er Bauschüler geworden und von jener Zeit war ihm gar nichts geblieben, als eine unbeschreiblich süße Erinnerung, die von Zeit zu Zeit lebhaft erwachte, besonders wenn irgend ein äußerlicher Umstand hinzutrat, sie recht lebendig zu machen, z. B. wenn er die nämliche lichtblaue Farbe erblickte, die Elisabeth's damaliges Kleidchen gehabt, oder wenn eine gleichartige Sommerluft wie damals wehte, oder wenn er in eine ländliche Umgebung kam, die ihn an jenen Auftritt gemahnte.

Im Laufe der Jahre wichen jedoch alle jene Bilder und Erinnerungen öfters auf lange Zeit vor dem

Ernst der Gegenwart zurück und es vergingen manchmal viele Wochen und Monate, ohne daß er nur ein einzig Mal jener alten Zeit gedachte. Jedesmal indeß, wenn ihm die Erinnerung an diese Liebe seiner Knabenzeit wieder erwacht war, hatte er sie nie anders als einen goldenen Traum betrachtet, der mit der wirklichen Welt in keiner Beziehung mehr stand.

Er hatte sich seit nicht langer Zeit erst, und übrigens ziemlich jung, denn er zählte damals nur vierundzwanzig Jahre, in seiner Vaterstadt niedergelassen, um hier selbständig seinem Berufe zu leben. Er wußte daß der Hofrath Arndt noch wie früher mit seiner Familie in dieser Stadt lebte, auch hatte er Elisabeth's, Bruder oft genug gesehn, ohne seinerseits von jenem wieder erkannt zu werden. Karl hatte augenscheinlich den ehemaligen Bekannten auf dem Lande völlig vergessen. Unlängst hatte es sich indeß gefügt, daß Ottmar Anlaß erhielt, dem Hofrath einen Besuch zu machen, bei dem er in einer Geschäftsangelegenheit eine Erkundigung einzuziehen hatte.

Dieser Gang, dessen Anlaß keine besondere Wichtigkeit hatte, war trotzdem natürlich ein äußerst wichtiger für ihn gewesen. Mit welchen Empfindungen hatte er sich dem Hause genähert, wie erwartungsvoll, ja mit welcher Bangigkeit hatte er es betreten! Sein Gespräch mit dem Hofrath war schnell genug beendigt gewesen und als er aus dessen Arbeitszimmer getreten war, um

sich wieder zu entfernen, war auf dem Vorsaale Elisabeth an ihm vorübergegangen.

Er konnte nicht voraussetzen, daß er noch in ihrem Gedächtnisse lebte, noch weniger, daß sie ihn jetzt wieder erkannt hätte; war er in jener längst vergangenen Zeit doch nur noch ein Knabe gewesen und sein Aeußeres mußte seitdem recht bedeutend verändert sein, denn oft schon hatte er die Erfahrung gemacht, daß ihn ehemalige Jugendgenossen, denen er plötzlich einmal wieder begegnet war, wie einen Wildfremden behandelt und ihn erst wieder erkannt hatten, nachdem er ihnen seinen Namen genannt. Elisabeth war bei dieser flüchtigen Begegnung schnell an ihm vorübergeschwebt und hatte seinen Gruß durch eine kaum bemerkbare Neigung des Kopfes erwiedert.

Welch herrliche Jungfrau war aus dem freundlichen kleinen Mädchen geworden! Ottmar konnte sich nicht leugnen, daß er ihr gegenüber noch beinahe ebenso schüchtern wie ehemals war; indeß war sein Muth diesmal eigentlich auch noch gar nicht auf die Probe gestellt worden, denn sie war so schnell an ihm vorübergegangen! Kaum erblickt, war sie auch entschwunden. Trotzdem bildete er sich ein (oder „eine innere Stimme sagte ihm“, wie sich manche Leute ausdrücken würden), daß sie ihn doch wohl wieder erkannt habe. Hätte sie ihm voll und unbefangen ins Gesicht gesehn und seinen Gruß etwas entschiedener erwiedert, dann würde ihm

diese Einbildung vielleicht nicht gekommen sein; aber sie war vermuthlich jetzt ebenso schüchtern wie er selbst, sie war überrascht ihn plötzlich hier zu erblicken und wußte diese Ueberraschung nicht anders zu bergen, als indem sie schnell und mit beinahe abgewandtem Gesicht vorüberging. Und weshalb ihrerseits solche Schüchternheit und so auffällige Zurückhaltung, wenn er ihr fremd und gleichgiltig war? sprach ihr Benehmen nicht vielmehr dafür, daß sie ihn kannte und daß sein Anblick auch in ihrem Herzen eine Erinnerung der längst vergangenen Zeit erweckt hatte? Obwohl ihm dieser allzubeseligende Gedanke im ersten Augenblicke beinahe zu kühn dünkte, zweifelte er doch bald nicht mehr an dessen Richtigkeit. Der Glaube eines eingebildeten selbstgefälligen Thoren war dies nicht, denn niemand war weniger selbstgefällig als dieser durch und durch redliche und in seiner Herzensangelegenheit so schüchterne Architekt.

Der Augenblick dieser Begegnung, welcher die alten süßen Träume der Vergangenheit verheißungsvoll mit der wirklichen Gegenwart verknüpfte, war entscheidend für Ottmar gewesen. Er hatte bald nachher seine ungleich bessere Wohnung in einem andern Theile der Stadt aufgegeben, um die bescheidnere und unbequemere zu beziehen, die sich dem Hause des Hofraths gegenüber darbot, und das neidische Geschick — oder vielmehr seine übertriebene Zurückhaltung und Befangenheit — hatte ihm seitdem zwar nie wieder die Gelegenheit zu einem

Gruße gegönnt, aber er hatte Elisabeth doch beinahe täglich gesehen, wenn auch meist ohne von ihr gesehn zu werden.

So oft er wankend werden wollte in dem Glauben, daß sie sich seiner erinnert und zwar gern erinnert habe, begann er nach Gründen zu suchen, die den Zweifel widerlegen sollten. Seinen Namen hatte sie ehemals gekannt, das wußte er; dieser Name aber war während der letztvergangenen vielfach aufgeregten Zeit, wo Ottmar sich bei der öffentlichen Erörterung verschiedener wichtiger Angelegenheiten ziemlich eifrig betheiligt hatte, in den am Orte erscheinenden Zeitungen häufig genannt worden. Er wußte, daß man in der Stadt öfters viel von ihm gesprochen hatte und es war doch möglich, ja wahrscheinlich, daß auch Elisabeth diesen Namen gehört oder gelesen und dann auch wohl auf den Gedanken gekommen war, der Architekt Ottmar möge identisch mit ihrem jugendlichen Ritter von ehemals sein. In seinen Herzensträumen konnte er solchergestalt bisweilen recht sehr sanguinisch sein, während er sich in mehr nüchternen Augenblicken schmerzlich sagte: Sie hat nie wieder an mich gedacht seit der alten Zeit und kennt mich nicht mehr. Sie weiß nicht, daß ihr gegenüber ein junger Architekt Namens Richard Ottmar wohnt, und wenn sie es zufällig hörte, würde es ihr sehr gleichgiltig sein.

Die Menschen müssen einander so oft Schwierig-

keiten ohne Noth machen. Wie oft, z. B., geschieht es nicht, daß ein paar Reisende lange Zeit sich mühselig in einer Sprache mit einander unterreden, deren sie beide nicht recht mächtig sind, bis ihnen endlich ein Zufall entdeckt, daß sie Landsleute sind und eine gemeinsame Muttersprache haben. Aehnliches kommt in vielen Verhältnissen vor und namentlich haben Liebende in dieser Beziehung oft lange Zeit einander das Leben schwer gemacht, bis sie spät erkannten, daß ihre Herzen die nämliche Sprache redeten. Ottmar irrte sich in Wahrheit nicht in seiner Hoffnung. Elisabeth hatte den Knaben nicht vergessen, der sie einst so muthig in Schutz genommen; sie wußte auch, daß aus jenem Knaben der vielgenannte Architekt geworden, sie hatte diesen auch bei jener ersten Begegnung nach langen Jahren gleich wiedererkannt und Ottmar's Ahnung bei dieser Gelegenheit war ganz richtig gewesen: Elisabeth war jetzt ebenso schüchtern wie er selbst und hatte ihre Verwirrung, als sie ihn plötzlich vor sich gesehn, nur durch anscheinende Gleichgiltigkeit und rasche Entfernung zu bergen gewußt. Hätt' ihm dies Alles nur jemand ausdrücklich sagen können! Er hoffte, ja er *glaubte*, daß er ihr nicht gleichgiltig sei; aber ach! er *wußte* es nicht. Elisabeth war in dieser Hinsicht glücklicher, denn sie wußte bestimmt, daß Ottmar sie liebte. Auch war das erklärlich. Es hatt' ihr ja unmöglich entgehen können, daß er ihren Fenstern besondere Aufmerksamkeit schenkte, so bescheiden

und rücksichtsvoll er sich dabei auch benahm, damit niemand und am wenigsten die spottlustige und klatschsüchtige Nachbarschaft etwas davon bemerken möchte.

Die Liebe schüchterner Leute hat einen Vorzug, dessen sich eine dreistere Leidenschaft nicht rühmen kann: während die letztere mit Recht blind genannt wird, besitzt erstere die Gabe eines gewissen Hellsehens und erkennt vieles ganz deutlich, was durch kein Wörtchen verrathen worden ist. Auf solchem Hellsehen beruhte Ottmar's nur bisweilen durch neidische Zweifel bekämpfter Glaube, daß sie nicht nur seine Liebe kannte, sondern diese Liebe auch billigte und erwiederte. Er konnte diese tröstliche Ueberzeugung wirklich nur seiner Sehergabe verdanken, denn selbst der Verleumdung hätt' es schwer fallen sollen zu behaupten, daß Elisabeth ihre Gesinnung irgendwie absichtlich und auf gewöhnliche Weise, sei es auch nur etwa durch eine bescheidene Augensprache, kundgegeben habe. Hätte man Richard Ottmar selbst aufs Gewissen gefragt, worauf er seine Ueberzeugung eigentlich gründe, so würde er vermuthlich nicht im Stande gewesen sein, dies klar auseinanderzusetzen.

Wenn nun auch richtig ist, daß er bei Tag und bei Nacht manche halbe, ja auch manche ganze Stunde im Müßiggange d. h. mit der Betrachtung der lieben Fenster hinbrachte, so bewährte sich doch in diesem Falle das alte Sprichwort nicht, welches Müßiggang als den Anfang aller Laster bezeichnet. Denn es waren lauter

geweihete Minuten und Stunden, in denen er so andächtig hinüberschaute, und ihrer keine verfloß, ohne daß Ottmar sich reiner, allem Gemeinen entrückter und für alles Edle empfänglicher und gekräftigter gefühlt hätte.

Kecke und leichtfertige Leute, die in derartigen Verhältnissen gar nicht viel Schwierigkeiten sehn und in gleicher Lage sich längst Zutritt in dem alten Hause verschafft haben würden, mögen es wohl mitleidenswerth oder auch lächerlich finden, daß Ottmar bereits seit ein paar Monaten nur so im Stillen und in bescheidener Ferne liebte. Bei dem Gedanken an das Glück, in jenem Hause eingeführt zu sein, zitterte er beinahe. Wenn er indeß noch gar keinen Schritt versucht hatte, sich dies Glück zu verschaffen, so war daran seine Schüchternheit nicht allein schuld. Unter gewöhnlichen Umständen hätte er ohne Schwierigkeit Zutritt bei der Familie seiner Elisabeth erhalten können, denn sein ehemaliger Vormund Professor Süter, mit dem er befreundet war, war ja mit der Familie Arndt bekannt und würde ihn auf seinen Wunsch sofort bei derselben eingeführt haben. Dagegen machte sich indeß ein bedeutendes Bedenken geltend. Der Herr Hofrath war ein Regierungsbeamter und zählte sich recht ausdrücklich und entschieden zu den „Conservativen“; es konnte ihm daher nach aller Wahrscheinlichkeit nicht daran gelegen sein, einen jungen Mann zum Hausfreund zu erhalten, welcher nicht minder entschieden der entgegengesetzten Richtung angehörte und

sich sogar schon als freisinnigen Agitator bekannt gemacht hatte. Es ließ sich voraussetzen, daß die Familie des Herrn Hofraths dessen Gesinnung und Ansichten theilte und jedenfalls war es eine bekannte Sache, daß diese Familie der sogenannten frommen Richtung angehörte. Dieser Umstand verursachte Ottmar den meisten Kummer. Doch wußte er sich auch in dieser Beziehung zu trösten: war doch sein väterlicher Freund, Professor Süter, befreundet mit diesem Hause und Ottmar wußte bestimmt, daß Süter, obwohl ihn seine Gegner einen „Frommen“ schalten, doch keineswegs jener übeln Richtung angehörte, zu deren Bezeichnung das schöne Wort fromm leider so häufig gemißbraucht wird. Süter war ein zur Sentimentalität geneigter Mann, der an den Traditionen seiner Jugendzeit festhielt, aber nichts weniger als ein neumodischer Rechtgläubiger und Finsterling. Man belächelte einige schwache Seiten, die er hatte, namentlich die Sucht, sich mit allerhand Dingen zu befassen, wozu er nicht berufen war, insbesondre sich gern mit Tagesfragen zu beschäftigen und Vorträge darüber zu halten; im Uebrigen aber mußte man gelten lassen, daß er, mochte sein Kopf auch ein wenig beschränkt sein, doch ein redlicher Charakter und daß seine „Frömmigkeit“ nichts Schlimmeres als eine sanfte Schwärmerei war. So und nicht schlimmer mocht' es auch bei der Familie Arndt sein, wie Ottmar meinte. Zum wenigsten war er überzeugt, daß Elisabeth nicht mit

jener finstern Richtung sympathisiren konnte, bei deren bloßer Erwähnung sich alle vernünftigen und harmlosen Leute zu schütteln pflegten.

In den Träumen seiner anticipirenden Einbildungskraft, wo sich manches als leicht, ja als bereits erreicht darstellte, was in der unmittelbaren Wirklichkeit noch unüberwindliche Schwierigkeiten darbot, hielt er häufig Gespräche mit Elisabeth über Glaubens- und Herzensangelegenheiten und fand es da gar nicht schwer, ihre Ansichten von einigen kleinen Auswüchsen und Geschmacklosigkeiten zu reinigen, die sie in ihrer derzeitigen Umgebung vielleicht angenommen haben mochte; d. h. also, er hoffte sie zu bekehren, soweit sich dies überhaupt als nöthig erweisen sollte. In der wirklichen Gegenwart verhielt es sich aber beinahe umgekehrt, d. h. Ottmar machte der Geliebten und der frommen Richtung, welcher sie, sei es aus eigenem Antriebe, aus Gewohnheit oder gezwungen, folgte, insofern einige scheinbare Concessionen, als er bisweilen die Kirche besuchte, wo sie und die Frau Hofräthin nie fehlten. In dieser Kirche predigten die allerrechtgläubigsten Geistlichen, Männer jener stockpechfinstern Art, die gewiß über Jesus ohne Erbarmen den Stab gebrochen haben würden, wenn sie gleichzeitig mit ihm gelebt und vernommen hätten, wie freimüthig er sich über starre Dogmen aussprach.

Freunde und Gesinnungsgenossen gaben Ottmar oft ihr Befremden zu erkennen, wenn sie ihn diese Kirche

besuchen sahen. Er mochte natürlich nicht gestehn, daß er nur dorthin ging, weil er eine gewisse junge Dame zu sehn wünschte, und er antwortete daher gewöhnlich: Ei, um über das urtheilen zu können, was diese Herren da vortragen, muß man sich doch selber damit bekannt machen. Sein Gewissen verzieh ihm diese kleine Lüge; von den Predigten aber vernahm er kein Wort, denn er war während derselben nur in Elisabeth's Anschauen versunken.

Es waltete zwischen den beiden eine Uebereinstimmung, sozusagen ein Einverständniß, das insofern eigenthümlich war, als es ohne vorausgegangene Besprechung, ohne Austausch eines Wortes, überhaupt ohne allen äußerlichen Verkehr stattfand. Elisabeth fand es, wenn auch beklagenswerth, doch ganz natürlich, daß sich Ottmar fernhielt und keinen Versuch wagte, sich ihr zu nähern, denn sie wußte wohl, daß Leute seines Schlags ein Greuel vor den Augen ihrer Eltern waren. Seit Jahren durch Erziehung und Gewöhnung in Anschauungen befangen, die man strengkirchlich nannte, beklagte sie bisweilen innig, daß der junge Mann, der ihrem Herzen so theuer war, ein Verlorener sein sollte; in andern Augenblicken dagegen begeisterte sie sich mit ihm (natürlich ganz im Stillen), wenn sie von den Bestrebungen im Sinne des Fortschritts hörte oder las, denen auch er — und in dieser Stadt er vor vielen Andern — sich mit Eifer gewidmet hatte. Dann war er ihr

Held, ihr gefeierter Held, bis wieder die anerzogene Befangenheit die Oberhand erhielt und sie innig bedauerte, den Herzensgeliebten auf Irrwegen zu sehen, wobei sie freilich auch stets die Hoffnung und den Glauben festhielt, daß er doch noch zur Erkenntniß kommen werde. Ein weibliches Gemüth schwankt oft seltsam zwischen solcher „frommen Richtung“ und der Verehrung des ganz andersdenkenden Geliebten. Aber Elisabeth war wirklich, nicht blos sogenannt fromm, und bei wirklich frommen Frauen verschmelzen Liebe und Andacht leicht; sehr leicht sind solche Frauen aber auch, wenn nicht mit vorzüglichen intellectuellen Kräften begabt, in pfäffische Netze zu locken.

Während Ottmar noch von seinem dunkeln Zimmer aus das gegenübergelegene Haus betrachtete, sah er aus der Thür des letztern einen Mann treten und erkannte Harder. Es fiel ihm ein, was vom Professor Fiedler über diesen Herrn bemerkt worden war, den er als den erwählten Schwiegersohn der Frau Hofräthin bezeichnet hatte, und dieser Gedanke verfehlte nicht, Ottmar in eine üble Stimmung zu versetzen. Mochte auch der erwähnte Heirathsplan nur ein Geklatsch müßiger Leute sein, doch war es schon unangenehm, daß ein solches Gerücht nur möglich war. Aber was Alles konnte nicht im Bereiche der Möglichkeit liegen, wenn ein Mann wie Harder überhaupt bei dieser Familie als ein Hausfreund ein und ausging! Dieser entschieden unkirchliche

Mann, der sich in jeder Beziehung unabhängig zeigte und rücksichtslos seine Gedanken auszusprechen pflegte! Sollte wirklich die Frau Hofräthin in diesem Falle mehr Gewicht auf das Geld als auf die Gesinnung legen? Die ganze Betrachtung war peinlich, dennoch aber fand Ottmar auch etwas Ermuthigendes darin. Nahm dieser fromme Familienkreis keinen Anstoß daran, in seiner Mitte Herrn Harder zu sehn, dann mußte sich doch auch für Ottmar die Pforte dieses Hauses öffnen lassen. Er munterte sich selbst auf, fortan etwas kühner zu sein und schon des andern Tages den Professor Süter um dessen Vermittelung in dieser Beziehung zu bitten. Ganz leicht blieb die Sache trotzdem nicht, denn mit welchem Vorwande sollte er bei dem Professor seinen Wunsch motiviren, da er doch den wahren Grund, sein Herzensgeheimniß, nicht verrathen mochte? Doch, das Alles mußte sich ja finden. Ottmar besann sich, daß er den Professor zuversichtlich noch diesen Abend bei dem bevorstehenden Festessen finden würde, denn eine Gelegenheit, wo man sich, indem man einen Toast einleitete, mit Behaglichkeit in wohltönenden Phrasen aussprechen konnte, ließ sich dieser Herr gewiß nicht entgehen. Ottmar selbst hätte sich von dieser Festlichkeit gern ferngehalten, aber er war jetzt in seiner nun einmal erworbenen Würde eines hervorragenden Parteiführers gewissermaßen verpflichtet, dabei zu erscheinen und der Zweck, zu welchem er heute noch seinen bejahrten

Freund sprechen wollte, half seine Unlust beschwichtigen.

So riß er sich denn los von der Betrachtung der Fenster des alten Hauses und ging in die festliche Versammlung, deren Gebahren manch andern an seiner Stelle nur belustigt haben würde, wo jedoch er, der Alles so ernst nahm, sich nur theils langweilen theils ärgern sollte.

4.

Ein Nachtstück.

Das Festmahl und überhaupt der ganze Abend war ruhig genug verlaufen. Der Herr Professor Fiedler hatte seine Frau Gemahlin für ihre Vermessenheit bestraft, indem er Wort gehalten und sie nicht in die festliche Versammlung geführt hatte. Auch er selbst war nicht dort erschienen und hatte durch sein Wegbleiben weit mehr Aufsehn erregt, als wenn er da gewesen wäre, denn man war nicht gewohnt, ihn bei einer solchen Gelegenheit fehlen zu sehn. Thätig war er indeß trotzdem gewesen. Er hatte im Stillen die Führer der unzufriedenen Arbeiterklasse, die jetzt sozusagen seine Adjutanten waren, mit Instructionen versehn, um folgenden Tages, bei der in Aussicht gestellten Volksversammlung, ihrer Partei den Sieg zu sichern. Das ganze Verfahren des Herrn Professors war allerdings geeignet, den Verdacht zu rechtfertigen, den seine Gegner auf ihn gewälzt, nämlich daß er im Solde der

freiheitsfeindlichen Partei stehe. Man that ihm indeß mit diesem Verdachte Unrecht. Er hatte sich seit längerer Zeit vernachlässigt gesehn, während er von jeher darnach schmachtete, Haupt und Führer einer Partei zu sein; er hatte sich isolirt, zurückgesetzt, unbeachtet oder höchstens verspottet gesehn und war deshalb in seiner Verbitterung entschlossen, die bedenkliche Stimmung, die unter der Klasse herrschte, zu welcher er herabgestiegen war, um eine Rolle spielen zu können, auf jeden Fall zu benutzen, um seinen Namen, wo nicht gefeiert, doch wenigstens aufs Neue vielgenannt zu machen, und damit ließ sich vielleicht manche kleine und auch wohl große Rache an den Gegnern verbinden.

In der Volksversammlung, die am folgenden Abend stattfand, ging es wild zu. Die eine Partei der Anwesenden, an deren Spitze sich besonders Ottmar bemerklich machte, war eifrig bemüht, die Gegenpartei, hauptsächlich aus den jetzt entweder erwerbslosen oder jedenfalls unzufriedenen Arbeitern bestehend, zu beschwichtigen und zu mahnen, daß sie, natürlich nicht auf ihre wirklichen Rechte, wohl aber auf die Ausschreitungen und Gewaltthätigkeiten verzichten möchte, wozu sie sich nur allzu geneigt zeigte. Die Beauftragten und Werkzeuge des Herrn Professors Fiedler hingegen ließen es sich nicht minder eifrig angelegen sein, die Gemüther zu fanatisiren und zum Aeußersten zu reizen. Bisher war es häufig vorgekommen, daß in solchem Falle ein an-

wesender Commissar der Behörde dem Redner Mäßigung geboten oder mit Auflösung der Versammlung gedroht hatte. Ein solcher Beamter war auch diesmal zugegen, schien aber auffälligerweise ganz taub zu sein, denn er ließ die bedenklichsten und gefährlichsten Aeußerungen ohne Anstoß passiren, und diese Aeußerungen hatten auch die beabsichtigte Wirkung, d. h. sie steigerten die Aufregung der armen Leute aufs Höchste. Es wurde übrigens beschlossen, gewisse in der Versammlung formulirte Wünsche durch eine Commission an die Ortsobrigkeit gelangen zu lassen und diese Commission sollte am folgenden Tage in einer neuen Versammlung Bericht über den Erfolg dieses Schrittes erstatten.

Am nächsten Morgen erfüllte die Commission ihren Auftrag, wurde aber einfach und ziemlich hart abgewiesen, und ein paar Stunden später erschien eine öffentliche Bekanntmachung, wodurch die beabsichtigte neue Versammlung untersagt wurde, während man zugleich die Ausweisung der Hunderte unbeschäftigter Arbeiter verfügte, die nicht am Orte heimisch waren.

In Folge dieser Maßregel stieg die Erbitterung aufs Höchste. Die Stadt bekam urplötzlich ein so unruhiges Aussehen, wie unmittelbar vor dem Ausbruche einer Revolution. Auf den Straßen und in den Schankwirthschaften wimmelte es von müßigen Arbeitern und mit Besorgniß sah man dem Abend entgegen, wo man stürmische Auftritte zu erleben befürchtete.

Ottmar und seine Gesinnungsgenossen boten Alles auf, was in ihrer Macht stand, um derartigen Vorgängen vorzubeugen. Sie wendeten sich an die Behörde und baten um Ermächtigung, aus der friedlich gesinnten Arbeiterklasse eine zahlreiche Schutzwehr zu bilden, die unter den bedenklichen Umständen zur Aufrechthaltung der Ordnung mitwirken sollte. Man dankte ihnen für das wohlgemeinte Anerbieten, lehnte es aber ab, indem man eine solche Maßregel für überflüssig erklärte.

Im Laufe des Tages und besonders nach Eintritt des Abends fühlte Ottmar sich mehr und mehr überzeugt, daß das Vorgeschlagene keineswegs überflüssig, vielmehr von der wohlthätigsten Wirkung gewesen sein würde.

Es kam in der That zu Unruhen, zu einem jener beklagenswerthen Tumulte, wo eine irregeleitete und keines bestimmten Zieles sich deutlich bewußte Menge die Stimmen klarsehender und wohlmeinender Führer mißachtete, um sich durch verlarvte Gegner zu Ausschreitungen verführen zu lassen, die arglistig angestiftet wurden und darauf berechnet waren, die Sache der Freiheit in Mißachtung zu bringen und einen scheinbaren Anlaß zu Unterdrückungsmaßregeln zu gewinnen.

Der Sohn des Hofraths Arndt war auf den Gedanken gekommen, diese Umstände zu benutzen, um sich aus der Bedrängniß zu retten, worin er sich in diesem

Augenblicke befand. Der unruhigen Auftritte, welche der heutige Abend wirklich brachte, war man eigentlich schon seit einigen Tagen gewärtig gewesen — gab es ja doch Leute, die sie herbeiführen wollten — und als Harder der Hofräthin gerathen hatte, die Fenster ihrer Wohnung einwerfen zu lassen, hatte Karl beschlossen, bei der ersten und voraussichtlich sehr nahen Gelegenheit diesen Scherz in Ernst zu verwandeln. Er verfuhr dabei schlau und umsichtig genug, daß, mochten die Folgen sein, welche sie wollten, nicht leicht irgend jemand später im Stande sein konnte, ihn als den Anstifter des Excesses zu bezeichnen. Einem seiner jungen Freunde, der zu einem muthwilligen Streiche allezeit bereit war, hatte er Harder's Einfall mitgetheilt und dabei — natürlich in anscheinend scherzhafter Weise — bemerkt, daß das fragliche Verfahren in der That nicht zu verachten sein werde. Der Freund faßte die Sache als einen köstlichen Spaß auf, dessen Durchführung ihm, der viele Bekannte hatte, die unter der an diesem Abend thätigen Klasse Einfluß besaßen, nicht schwer fallen konnte. Man brauchte in einem solchen Kreise nur die Andeutung fallen zu lassen, daß der reactionäre Hofrath Arndt einen kleinen Denkzettel zu erhalten verdiene, und die Ausführung des „kostbaren Spaßes“ war so gut wie gesichert. Karl äußerte sich gegen seinen thatenlustigen Freund, nachdem er ihn einmal so weit gebracht, in einer Weise, als wolle er ab-

rathen; er brachte den andern leicht zu dem Glauben, als sei er von selber auf den Einfall gekommen, ohne von irgend jemand angestachelt zu sein.

„Du mußt wissen, was Du thust", sagte er schließlich; „ich aber mag von der Geschichte nichts wissen und will vergessen, daß Du mit mir davon gesprochen hast."

Karl Arndt durfte jetzt darauf zählen, daß in der Angelegenheit, mochte der Ausgang sein, welcher er wollte, sein Name in keiner Weise genannt werden würde. Ihn sah man auch nirgends irgendwie betheiligt und thätig, weder im Laufe des Tages noch am Abend, als sich lärmende Volksmassen durch die Straßen zu wälzen begannen und sich vor den Wohnungen verschiedener Personen, die mit Recht oder Unrecht für volksfeindlich und hassenswerth galten, zu drohenden Demonstrationen hinreißen ließen.

Ottmar war gemeinschaftlich mit seinen gleichgesinnten Freunden noch an diesem Abend auf das Angestrengteste bemüht gewesen, die in Aussicht gestellten Streiche der verführten Menge zu verhüten. Zu seinem Leidwesen mußt' er endlich erkennen, daß diesmal alle Mühe vergebens war, und in der Ueberzeugung, nichts verhindern und nichts bessern zu können, war er endlich in hohem Grade verstimmt und mißmuthig nach Hause gegangen.

Wäre dieser Unmuth, wäre der Kummer über die nun unabwendbaren beklagenswerthen Vorgänge und

deren voraussichtlich ebenso beklagenswerthe Folgen nicht gewesen, so würd' er sich glücklich geschätzt haben, sich außerhalb all des wüsten Treibens in der Ruhe seiner stillen Behausung zu sehn. Er besaß, namentlich unter den Arbeiterklassen, die ihm zufolge seines eigenen Berufs am nächsten standen, wirklich einen nicht geringen Einfluß; und weniger aus Neigung als aus Pflichtgefühl hatte er denselben bisher geltend zu machen gesucht, um nach bester Ueberzeugnng Nützliches zu fördern und Schädliches zu verhüten. Dies Pflichtgefühl hatte ihn, ohne daß er darnach gestrebt, zu einer Art „Volksmann" gemacht, während er sich zufolge seines Charakters, seines ganzen Wesens und seiner Neigungen vielmehr zu einem ruhigen beschaulichen Leben, als zu einer öffentlichen Thätigkeit eignete. Er war in dieser Beziehung mit sich selbst im Widerspruch. Noch vor einer halben Stunde hatte er sich, inmitten eines wüsten und widerlichen Treibens, nach der gemüthlichen Stille seider Wohnung gesehnt, und jetzt, wo ihn diese Stille umgab, machte er sich, obwohl ungerechterweise, Vorwürfe, daß er sich zurückgezogen hatte, weil er doch vielleicht noch etwas hätte beitragen können, das drohende Unheil zu verhüten.

Er blickte hinab auf die Straße. Sie ruhte beinahe todtenstill. Der Sturm tobte in einem andern Theile der Stadt.

Drüben in der Wohnung des Hofraths war kein

Licht zu bemerken. Die Familie war an diesem Abend, was jedoch Ottmar nicht wußte, zu Besuch bei Freunden in einem der Stadt ziemlich fern gelegenen Landhause und hatte bis jetzt vielleicht noch nicht einmal Kunde von dem in der Stadt ausgebrochenen Tumulte. Die dunkeln Fenster brachten Ottmar allerdings auf die Vermuthung, daß die Familie nicht daheim sein möge, und er wunderte sich unter den obwaltenden Umständen über diese Abwesenheit.

Es war indeß nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sich die Erbitterung der Tumultuanten auch gegen die Person oder gegen das Haus des Hofraths Arndt richten würde, denn war er freilich auch nichts weniger als ein populärer Mann, so war doch einerseits seine Stellung nicht von der Art, um bei der jetzigen Gelegenheit die Aufmerksamkeit der Menge auf ihn zu lenken, während er anderseits seine Gesinnung bisher auch kaum irgendwo anders als in den Kreisen seiner nähern Bekannten kundgegeben hatte.

Während Ottmar über die stille Straße hinüber auf die dunkeln Fenster blickte, glaubte er plötzlich in einem derselben ein schwaches Licht zu bemerken. Im nächsten Augenblicke war es wieder entschieden finster. Dabei war indeß nichts Auffälliges, da doch jedenfalls die Dienstleute daheim waren.

Diese Straße war im Allgemeinen und auch zur Tageszeit eine der ruhigsten in der ganzen Stadt, ohne

lebhaften und geräuschvollen Verkehr. Gleichwohl machte an diesem Abend die außerordentliche Stille einen beinahe unheimlichen Eindruck auf Ottmar. Alles schien heute wie ausgestorben hier.

Das sollte sich indeß bald ändern und die tiefe Ruhe wurde plötzlich auf sehr unwillkommene Weise unterbrochen. Ein wildes Geschrei ließ sich in der Ferne vernehmen. Nach einigen Augenblicken wiederholte es sich lauter, die Urheber kamen offenbar näher. Bald wälzte sich vom obern Ende der Straße herab eine dunkle verworrene Masse, voran der in solchen Fällen selten fehlende Vortrab pfeifender und schreiender Gassenbuben und gemeiner Weiber.

Ottmar war sehr überrascht, daß die Tumultuanten diese Richtung eingeschlagen hatten, in welcher, soviel er wußte, niemand wohnte, dem möglicherweise ihr wo nicht verderblicher doch mindestens störender und beängstigender Besuch gelten konnte, denn auch noch jetzt dachte er nicht daran, daß das Haus des Hofraths das hier auserlesene Ziel sein könne. Weit eher würde er für möglich gehalten haben, daß man an ihm selbst für seine Opposition gegen das unsinnige Treiben Rache nehmen wolle.

Er sollte indeß sogleich aufgeklärt werden. Vor dem Hause des Hofraths hemmte der Menschenstrom seinen Lauf, die Masse drängte sich dichter zusammen, ein abscheulicher Lärm, gellendes Pfeifen und Brül-

len durch einander, erhob sich und übertäubte das Klirren der ersten zerschlagenen Scheiben.

Der Auftritt war unheimlich und doppelt so mußt' er für den Zuschauer von oben erscheinen, der nur das wüste Treiben des dunkeln Menschengewühls sah und hörte, aber nichts von der beinahe lustigen Stimmung gewahrte, die unter dem größten Theile dieser wilden Menge herrschte.

Für Ottmar war das Ganze jedoch mehr als ein bloßes unheimliches Schauspiel. Der Himmel mochte wissen, wozu sich diese aufgeregte rohe Masse noch hinreißen lassen konnte.

Er dachte vor Allem an Elisabeth und an die Angst, die sie ausstehen mochte, an die Gefahr, in der sie schwebte, denn es kam ihm plötzlich der Gedanke, daß die Familie doch vielleicht daheim sei und nur vorsichtshalber alle Fenster dunkel gehalten habe, weil sie eine Warnung erhalten und gehofft haben möge, gerade durch diese Dunkelheit des ganzen Hauses eine beabsichtigte Demonstration zu verhüten und die Angreifer zu beschwichtigen.

In den romantischen Liebesträumen jener jugendlichen Herzen, die in der Wirklichkeit so zaghaft sind, daß sie, wie Ottmar, lange zögern, sich der Erwählten zu nähern, kommt es bisweilen vor, daß sie sich die Geliebte in irgend einer großen Gefahr oder Bedrängniß vorstellen, um sie kühn und mit Selbstaufopferung

daraus zu befreien. Sie wünschen eine solche Gefahr herbei und fühlen sich bereit, entschlossenen Muthes Alles für die Rettung des geliebten Wesens zu wagen. In früher Jugend war er, wie erwähnt worden, wirklich schon einmal so glücklich gewesen, sich für Elisabeth einer drohenden Gefahr aussetzen zu können. Jetzt aber, wo er sie ebenfalls wirklich in Gefahr glaubte, war der Fall ein ganz anderer und er war weit entfernt, sich dieser Gelegenheit, als ihr Beschützer auftreten zu können, zu freuen.

Kaum war er aber auf den Gedanken gekommen, daß die Bewohner des bedrohten Hauses daheim sein könnten, als er hinabeilte, um sich unter die Menge zu begeben. Er hoffte, einige Leute darunter zu entdecken, denen er bekannt war und bei denen seine vernünftigen Vorstellungen Gehör finden könnten.

Er fand jedoch keinen einzigen Bekannten, während er sich durch die tobende Masse drängte, die wirklich nur den rohesten Schichten der Bevölkerung angehörte.

Noch tröstete es ihn, daß man sich mit Geschrei und mit dem Zerschlagen einiger Fensterscheiben begnügen zu wollen schien. Doch auch dieser Trost schwand bald, als er bemerkte, wie zwei rohe Burschen die Hausthür öffneten, die sich auffälligerweise nicht verschlossen, sondern nur eingeklinkt fand.

Sie sagten, sie wollten den Herrn Hofrath wecken,

der zu zeitig zu Bett gegangen sei und vergessen habe, der stattlichen Versammlung eine gebührende Dankrede aus dem Fenster zu halten.

Ottmar versuchte, die Beiden zurückzuhalten. Es war vergebens. Er bekam nur grobe Redensarten zu hören und ward obendrein ausgelacht.

Als er bei jener ersten und bisher einzigen Gelegenheit diese Schwelle überschritten hatte, war dies mit einer sozusagen jungfräulichen Scheu geschehen. Er war nur zögernd eingetreten, wie in ein Feenschloß; er war so voll süßer und doch banger Erwartung gewesen, ob er Elisabeth begegnen werde. Jetzt aber, wo er nur an die mögliche Gefahr der Geliebten dachte, war alle Schüchternheit verschwunden und er folgte den beiden Eindringlingen, die schon in der dunkeln Hausflur verschwunden waren. Aber andre drängten sich ihm nach. Vergebens war er bemüht, die Thür zu schließen, der Andrang war zu gewaltig.

Ottmar's Besorgniß war aufs Höchste gestiegen, denn wenn diese wilden Menschen in die Gemächer drangen, wenn sie die dort vielleicht unter Zittern und Angst versteckten Bewohner des Hauses fanden, welche Ungebührlichkeiten, welche Rohheiten und selbst Gewaltthätigkeiten konnten sie sich nicht gegen die Unglücklichen erlauben!

Diese Vorstellung veranlaßte ihn, den beiden Vorausgegangenen weiter zu folgen. Er glaubte ihre Tritte,

ihre Stimmen in den obern Räumen noch zu vernehmen.

Sonst war Alles still und finster im Hause und von dem Dienstboten keine Spur zu entdecken.

Die nach Ottmar Eingedrungenen, jedenfalls mehr muthwillige oder neugierige als wirklich feindselige Ruhestörer, schreckte glücklicherweise diese Finsterniß und Stille bald wieder zurück. Deutlich glaubte er aber jetzt aufs Neue die beiden Vorausgegangenen zu hören und folgte den Stimmen. Doch hatte ihn vielleicht nur der Lärm von der Straße her getäuscht, denn als er einen Augenblick stillstand und lauschte, vernahm er nichts mehr von den Stimmen. Plötzlich aber hörte er ein Geräusch, etwa wie beim gewaltsamen Oeffnen einer Thür oder eines Behältnisses. Er tappte vorwärts und entdeckte endlich einen Lichtstrahl, der durch ein Schlüsselloch drang. Er kannte diese Thür, sie führte in das nach der Hofseite des Hauses gelegene Arbeitszimmer des Hofraths.

Der Tag und die Stunde, wo er vor etwa zwei Monaten aus diesem Gemach getreten war, die Stelle, wo er jetzt stand, Alles dies war ihm unvergeßlich, denn hier war es, wo er Elisabeth gesehen und wo sie seinen Gruß erwiedert hatte.

Im gegenwärtigen Augenblicke hielt er sich jedoch nicht bei süßen Erinnerungen auf. Er glaubte die beiden Tumultuanten im Begriff, einen Diebstahl zu

begehen, trat rasch hinzu und öffnete die Thür, die er unverriegelt fand.

Ueberrascht blieb er auf der Schwelle stehen. Er fand hier nicht, wen er vermuthet hatte, sondern Karl, den Sohn des Hofraths, der an einem allem Anschein nach gewaltsam geöffneten Schreibtische beschäftigt war und in diesem Augenblicke hastig ein Packet in seiner Tasche verbarg.

Die Ueberraschung Karl's war nicht geringer, als die des Architekten, der mit einem Blicke übersah, was hier vorging.

Ein Paar Sekunden starrten beide einander sprachlos an.

„Kennen Sie mich?“ fragte darauf Karl.

„Sie sind Herr Arndt“, antwortete Ottmar.

Im nämlichen Augenblicke schon bereute er diese Antwort, die nicht mehr zurückzunehmen war. Er begriff, daß dem Andern Alles daran gelegen sein mußte, ungekannt zu sein, wie wenig Schonung nun aber auch Karl verdienen mochte, Ottmar wünschte ihn dennoch zu schonen. War dieser Unglückliche doch der Bruder Elisabeth's und um dieser willen hätt' ihm jener gern die Beruhigung gelassen, sich für unerkannt halten zu können.

„Und was suchen Sie hier?“ fragte Karl weiter.

„Ich erlaubte mir einzutreten, weil ich hoffte, Unheil verhüten zu können“, erwiederte Ottmar, und Karl,

der diese Worte auf das bezog, was er selber soeben verübt hatte, sah den andern mit einem unbeschreiblichen Blick an, aus welchem die peinlichste Ueberraschung und der bitterste Groll sprach.

Das kurze Zwiegespräch stockte hier.

Von der Straße her hörte man ein eigenthümliches Krachen. Es war unverkennbar Gewehrfeuer. Man hörte das wüthende Geheul der Volksmasse — dann krachte es noch einmal und etliche Augenblicke später ein drittes Mal — darauf hörte man in der Hausflur unten und gleich nachher auch auf der Treppe schwere Tritte.

Es ließ sich nicht zweifeln, daß anrückendes Militär unter die Menge gefeuert hatte und daß jetzt auch Soldaten ins Haus gekommen waren.

Karl Arndt hatte seinen verbrecherischen Plan sehr genau berechnet, gleichwohl aber die gehörige Vorsicht bei der Ausführung vernachlässigt und diese überdies ein wenig verspätet. Er hatte gewußt, daß die Seinigen an diesem Abend nicht daheim sein würden, und dafür gesorgt, daß niemand etwas von seiner eigenen Anwesenheit im Hause ahnen konnte. Es hatten sich darin nur noch die Dienstleute befunden, nämlich ein bejahrter Bediente und zwei weibliche Dienstboten. Der erstere war gleich beim Ausbruche des Tumultes aus der Stadt gegangen, um seinem Herrn Nachricht zu bringen; die letztern aber hatten, als sich die Menge dem Hause

näherte, sorgsam die Hausthür verschlossen und sich alsdann in ein abgelegenes Gemach zurückgezogen. Selbst ungesehn, hatte Karl dies Alles beobachtet und insgeheim sofort die Hausthür wieder aufgeschlossen, nicht etwa weil er erwartet oder gewünscht hätte, daß fremde Personen eindringen sollten, denn er hatte vielmehr geglaubt, die Tumultuanten würden es beim Einwerfen einiger Fensterscheiben bewenden lassen; das Schloß der Hausthür aber hatte er nur geöffnet, damit es den Anschein gewinnen möchte, als seien Leute eingedrungen und hätten den Diebstahl begangen, den er jetzt selber verübt hatte.

Seiner List war es gelungen, die zum Unfug aufgestachelte Menge, die aber aus eigenem Antriebe ihren Weg gewiß nicht nach diesem Stadttheile und nach diesem Hause genommen hätte, dorthin zu locken, und dies war in der bereits angegebenen mittelbaren Weise von ihm nur veranstaltet worden, um die Gelegenheit nützen und sich in Sicherheit eines baaren Geldvorrathes bemächtigen zu können, der sich, wie er wußte, augenblicklich in des Hofraths Verwahrung befand und womit er sein bei einem gefürchteten Gläubiger verpfändetes Ehrenwort einlösen wollte.

Er war ungeübt im Verbrechen, es war seine erste derartige Handlung, und solche Neulinge halten zur Ausführung ihres Vorhabens oft sehr umständliche Anstalten und Vorbereitungen für nöthig. Er hätte

eigentlich des Tumultes und des so leichtfertig von ihm provocirten Angriffs auf das Haus gar nicht bedurft, um den Raub unbemerkt zu bewerkstelligen. Aber man pflegte das Haus stets wohlverwahrt zu halten, so daß nicht leicht ein Fremder heimlich einzudringen vermochte, und er hatte daher gefürchtet, der Verdacht werde sich sogleich auf ihn selbst richten müssen, wenn er nicht dafür sorgte, diesen Verdacht entschieden auf andere, auf die Tumultuanten zu lenken.

In dieser Beziehung waren ihm die Umstände günstig gewesen, denn der im Allgemeinen zwar vorausgesehene, indeß, was Tag und Stunde anlangt, doch nicht genau zu berechnende Sturm war gerade noch zeitig genug losgebrochen, um ihm die gewünschte Gelegenheit zu bieten, zu seinem letzten Rettungsmittel, wie er es nannte, zu greifen.

Bei all seiner Berechnung und Vorsicht war er jedoch schließlich so unvorsichtig gewesen, das Zimmer nicht einmal zu verriegeln, während er sich mit Erbrechung des Schreibtisches beschäftigt hatte. Er schien an die Möglichkeit einer Ueberraschung in diesen Augenblicken gar nicht gedacht zu haben.

Junge Leute hatten nur einen muthwilligen Scherz zu machen geglaubt, „um der Frau Hofräthin zu besserm Fensterglase zu verhelfen“; sie hatten keine Ahnung gehabt, daß sie solchergestalt nur die Werkzeuge eines Verbrechens waren, und ebensowenig ahnte die rohe

Menge, daß sie nur als Mittel zur Deckung eines fremden Verbrechens dienen mußte.

Auch Ottmar konnte von dem eigenthümlichen Plane natürlich nichts errathen, aber die That hatte er noch vollbringen sehn und der Thäter stand vor ihm.

„Man kommt!“ sagte Karl, indem er jetzt erst die Thür des Zimmers verriegelte.

„Sagen Sie niemand, daß Sie mich hier gesehn haben“, fügte er hinzu; „und folgen Sie mir rasch, ich kenne einen Ausweg, der unbesetzt ist.“

Noch während er diese Worte sprach, trat er in ein anstoßendes Gemach und stieg dort zu einem Fenster hinaus. Aus diesem Fenster, das nach dem hinter dem Hause gelegenen Höfchen ging, konnte man auf das Dach eines dort befindlichen Schuppens gelangen und über dieses Dach hinweg ziemlich gefahrlos nach dem Hofe des Nachbarhauses hinüberklettern, von wo alsdann für einen der Oertlichkeit Kundigen die weitere Flucht keine Schwierigkeit mehr hatte.

Karl, der wahrscheinlich hoffte, der Andre möge denn doch nicht genau bemerkt haben, was er hier verübt hatte, setzte jedenfalls voraus, Ottmar werde ungesäumt mit ihm fliehen. Später sah Ottmar ein, daß er klug gehandelt haben würde, wenn er ohne Zögern den angegebenen Weg zur Flucht mitbenutzt hätte.

Aber im Gefühle seiner Unschuld und nachdem er soeben Zeuge einer That gewesen, womit er nichts ge-

mein hatte, dachte er leider jetzt gar nicht an die eigene Gefahr und an den abscheulichen Verdacht, dem er sich aussetzte, wenn er sich hier betreffen ließ.

Zeit zum Ueberlegen gab es überhaupt nicht mehr. Ueberlegung und Handlung hätten sich auf den nämlichen einzigen Augenblick beschränken müssen, denn man pochte bereits heftig an die Thür.

Ottmar benutzte diesen einzigen Augenblick nicht, wo die Flucht noch möglich war. Er war so harmlos, so arglos, daß er überhaupt gar nicht an Entfliehen dachte; ihn beschäftigte im Augenblicke vielmehr nur der eine Gedanke, daß Karl — nicht der Verbrecher, aber Karl, der Bruder Elisabeth's — entkommen solle und müsse. Er selber aber fühlte sich gar nicht in der Lage, auf ein Entkommen bedacht sein zu müssen. Sein Gewissen war rein, und weit entfernt, Böses zu beabsichtigen, hatte er ja vielmehr nur Böses verhüten wollen.

Er war sonst ein sehr gescheidter junger Mann, im gegenwärtigen Falle aber in Folge seiner Unerfahrenheit gleichwohl so kindlich einfältig, daß er gar nichts für sich fürchtete. Dazu kam freilich auch, daß Alles äußerst rasch, beinahe buchstäblich blitzschnell aufeinander folgte.

Anstatt den Weg durch das Rettung bietende Fenster zu benutzen, öffnete er ohne Zögern die Thür und sah, außer einer Anzahl Soldaten und zwei Polizeidienern, auch den Hofrath vor sich.

Dieser letztere, dem er nicht unbekannt war, schien höchlich überrascht, sprach aber kein Wort zu ihm, sondern blickte ihn nur vom Kopf bis zu den Füßen mit dem Ausdrucke tiefster Verachtung an.

Der zweite Blick des Herrn Hofraths fiel auf die erbrochenen Schubfächer des Schreibtischs, worin er bei flüchtiger Nachforschung sofort einige Packete vermißte, die, wie er äußerte, eine bedeutende Summe in Banknoten und Kassenanweisungen enthalten hatten.

Der Auftritt war übrigens sehr kurz. Der Hofrath sprach leise einige Worte mit den Polizeidienern und diese richteten ihrerseits nur einige kurze Fragen an den Gefangenen.

Denn Ottmar war nun allerdings ein Gefangener, und jetzt erst, sowie er sich dessen klar bewußt ward, beschlich ihn ein Gefühl des Mißbehagens, während sich zugleich die Reue zu regen begann, daß er nicht schleunig geflohen war, als es noch Zeit gewesen.

In Begleitung des einen Polizeimannes und unter starker militärischer Bedeckung mußte er nun den Weg nach dem Stadtgefängnisse antreten.

In welch anderer Stimmung hatte er vor zwei Monaten dies nämliche Gemach verlassen! Im gegenwärtigen Augenblicke war ihm ein einziger Umstand tröstlich: daß Elisabeth wahrscheinlich noch nicht im Hause anwesend und daß sie folglich nicht Zeuge seiner schmachvollen Abführung war.

5.

Criminaluntersuchung.

Die Rückschrittler oder die „Conservativen", wie sie sich selbst nannten, schmeichelten sich mit dem Gedanken, daß sie einen Triumph zu feiern hätten, denn verblendet wie immer und überall, sahen sie nicht, daß ihr vermeintlicher Sieg schließlich sich doch nur als eine Förderung dessen würde erweisen müssen, was sie bekämpfen und unterdrücken wollten. Augenblicklich hatten sie indeß, wenn auch nicht in den Augen der Klarsehenden, so doch in den Augen der Ungebildeten und des Pöbels, den Sieg für sich. Nachdem sie erst dafür gesorgt, daß man die in der Stadt liegenden Truppen verstärkt hatte, waren sie bedacht gewesen, die unter der Arbeiterklasse herrschende Aufregung für ihre Zwecke zu nützen, durch ihre Werkzeuge die Massen aufzuhetzen und sie zu dem unsinnigen Tumulte verführen zu lassen, der sich dann ohne Mühe niederschlagen ließ, während man das Ganze den Vertretern der freisinnigen Richtung zur Last legte und sagte: da sieht man, wohin eure Bestrebungen

führen und da ist der Beweis geliefert, daß Beschränkungsmaßregeln aller Art nothwendig sind. Diese letztern waren in der That der Zweck der erregten Unruhen gewesen, welche die Bessergesinnten vergebens zu verhüten gesucht hatten.

Leicht genug hätten die Soldaten jene durchaus unbewaffnete Menge mit dem Bajonnett auseinandertreiben können, ohne dabei einen Tropfen Blut zu vergießen. Theils aber um die Sache desto wichtiger, die beseitigte Gefahr um so ernster erscheinen zu lassen und somit um so bessern Vorwand zu Freiheitsverletzungen und volksverrätherischen Maßregeln zu finden, theils auch ganz einfach aus boshaftem Muthwillen, hatte man unter die großentheils aus blos Neugierigen bestehende Masse feuern lassen; und als Ottmar nach dem Gefängnisse geführt wurde, war er noch Zeuge, wie man die Todten aufhob, unter denen sich die Leichen zweier Kinder und einer bejahrten Frau befanden. Das war ein Werk des „ehrenvollen Waffendienstes“, wozu man die Landeskinder hier abzurichten und zu mißbrauchen pflegte.

Ottmar war so glücklich, die erste Nacht nach seiner Verhaftung nicht mit Betrachtungen über all die Erbärmlichkeit, deren Zeuge er gewesen, und ebensowenig mit Gedanken über sein persönliches Mißgeschick hinbringen zu müssen, denn erschöpft von den Anstrengungen und der vielfachen Aufregung des verflossenen

Tages, sank er in seinem Kerker bald in einen festen Schlaf, aus dem er erst am späten Morgen erwachte.

Die erste Stunde nach dem Erwachen brachte ihn in eine um so trübere Stimmung, während er alles jüngst Erlebte und noch Bevorstehende erwog. Aber er blieb seinen einsamen Betrachtungen nicht lange überlassen, denn es begann nun die Quälerei langer Verhöre.

Er sah sich des Aufruhrs und zugleich des Diebstahls mit Einbruch angeklagt. Sein Mißgeschick war in der That groß: mit cynischer Geflissentlichkeit brachte man die beiden Verbrechen, deren man ihn beschuldigte, in engste Verbindung mit einander, und während man niederträchtig genug war, zu behaupten, ein der Betheiligung an einem Aufruhr fähiger Mann sei ebendeshalb auch des Diebstahls für um so fähiger zu halten, waren, was den letztern betraf, die Umstände leider nur zu sehr geeignet, den rege gewordenen Verdacht zu bestätigen. Und hätte man vollends gewußt oder auch nur geahnt, daß es das Haus der Geliebten Ottmar's war, wo der Diebstahl begangen worden, welch köstlichen Stoff zu bitterster Demüthigung würde man in diesem Umstande gefunden, wie gern würden die Schergen ihr Werk noch mit cynischem Spotte gewürzt haben. Aber zum Glück war Ottmar in Betreff seines Herzensgeheimnisses selber sein einziger Vertrauter.

Ach, war doch die Vorstellung, welchen Eindruck

die Kunde von dem Vorgefallenen auf Elisabeth gemacht haben möge, schon bitter genug!

Abgesehn indeß von dem ersten peinlichen Eindrucke, als er sich unter so traurigen Umständen festgenommen gesehn hatte, war Ottmar anfangs immer noch getrost und zuversichtlich im Bewußtsein seiner Unschuld. Die Anschuldigung des Diebstahls fand er beinahe mehr lächerlich als empörend, und auch alles Uebrige mußte sich, so wähnte der in solchen Dingen Unerfahrene, bald genug aufklären.

Das Untersuchungsgefängniß, wie es in diesen Zeiten einer sogenannten vorgeschrittenen Civilisation meistens noch ist, kann einen ganz eigenthümlichen, einen unheimlichen und schauderhaften Zauber üben. Seit den Zeiten der Hexenprozesse mit ihrer rohen mittelalterlichen Folterqual, bis auf die Neuzeit der politischen Prozesse mit ihren weit empfindlichern raffinirten neumodischen Folterqualen ist es da nur zu häufig gelungen, schwache Naturen zu Zweiflern an ihrer eigenen Unschuld zu machen und sie aus Ermattung und Verzweiflung schließlich zu Bekenntnissen zu drängen, die man hören wollte, und in deren Ablegung in Wahrheit ihr einziges Vergehen bestand.

Ottmar war nun freilich keine so schwache Natur; allein je weniger er dies war, um so peinlicher empfand er es auch, sein gutes Gewissen aufs Gröblichste beleidigt, verlästert und gemißhandelt zu sehen, wie es hier geschah.

Oft saß er viele Tage, ja wochenlang in seinem einsamen Kerker, ohne daß jemand eine Frage an ihn richtete; dann wurde er wieder einmal mehrere Tage hintereinander von früh bis abends fast ununterbrochen durch Verhöre mattgequält, in denen man ihm bald die unsinnigsten und kindischsten, bald die abenteuerlichsten und abscheulichsten Dinge zur Last legte, wo er Auskunft über Sachen geben sollte, die ihm wildfremd waren, und sich gegen Anschuldigungen zu wehren hatte, welche von Personen ausgingen, die er nicht kannte und die man ihm nicht einmal nannte.

In solchen Augenblicken erwachte manchmal wieder die nun unfruchtbare Reue, jenen einzigen günstigen Augenblick zum Entweichen nicht benutzt zu haben und es fiel ihm zu spät jene Aeußerung eines Franzosen ein: „Wenn man mir schuld gäbe, die Thürme von Notredame gestohlen zu haben, würd' ich die Flucht ergreifen."

Unter den aufgerufenen Zeugen schadeten ihm manche, obwohl sie ihm nicht übelgesinnt waren und auch nichts Uebles von ihm wußten. Aber das Untersuchungsgericht wußte aus jeder Aussage gar leicht wider ihn „Kapital zu machen". Schwächere Köpfe vermengen und verwechseln auch leicht wirklich Gesehenes und Gehörtes mit dem blos vom Hörensagen Bekannten, und solche Leute sprachen dann manch unbedachtsames Wort, welches dem Angeklagten zum Schaden ausgelegt wurde. Sobald man alsdann zum Eide schritt, kamen sie wohl

ein wenig zur Besinnung und leisteten den Eid nur, nachdem sie erklärt hatten, sie seien der Sache nicht völlig gewiß, aber es sei ihnen der fragliche Umstand so und so vorgekommen. In den Augen der Richter galt jedoch alsdann die Sache für richtig und ausgemacht. Waren sie doch Partei, oder nein, auch das nicht einmal; — um Partei zu sein, waren sie viel zu gesinnungslos; — sie waren nur die gehorsamen Diener der siegreichen Partei, die ihre Opfer begehrte.

Von Geschworenen konnte der Angeklagte nicht gerichtet werden, denn diese gab es in diesem Staate jetzt nicht. Auch Geschworene können irren, das weiß man wohl. Aber ihr Urtheil erfolgt dann wenigstens nicht im Auftrage, auf Befehl, aus Augendienerei, mit einem Worte, nicht aus Niederträchtigkeit, sondern gewissenhaft in gutem Glauben, in welchem auch der redlichste Mensch zu irren vermag.

Hier aber waren Kläger und Richter die nämlichen. Und wären sie beides noch einzig auf Grund bestehender Gesetze gewesen: möglich daß dann ein Restchen Redlichkeit rege geworden, möglich daß dann ein Gefühl des Anstands, der Menschlichkeit erwacht wäre und mitgesprochen hätte; — aber sie waren Kläger und Richter Beides hauptsächlich auf Befehl der Machthaber und sprachen bei der Leistung dieses Knechtsdienstes gleichwohl dreist von ihrer „richterlichen Unabhängigkeit“.

Es galt nun einmal, den Angeklagten im Reviere

der sogenannten Untersuchung ohne Erbarmen nieder=zuhetzen. Sobald diese schöne Aufgabe gelöst und das preiswürdige Werk gelungen ist, betrachten dergleichen Untersuchungsrichter ihr Opfer häufig mit etwas andern Augen, sie zeigen sich nicht mehr so entschieden feindselig gegen dasselbe, ja sie beweisen ihm bisweilen eine Art warmer Theilnahme. So würd' es vielleicht auch Ott=mar erfahren haben, wär' er blos des Diebstahls und nicht auch des Aufruhrs angeklagt gewesen; dieser aber machte ihn zum sogenannten politischen Verbrecher und seine Untersuchungsrichter würden lieber in den sauersten Apfel gebissen, als dem politischen Gefangenen eine freundliche Begegnung geschenkt haben, denn diese „un=abhängigen" Männer hätten gefürchtet, sich dadurch bei ihrer Regierung, in der sie ihre Brodherrschaft sahen, mißliebig zu machen.

Nach der eidlich erhärteten Angabe des Hofraths Arndt hatte derselbe bei näherer Untersuchung seines Schreibtisches 3500 Thaler vermißt, die er in mehreren Packeten darin verwahrt hatte. Freilich war es eine grobe Unvorsichtigkeit, eine so ansehnliche Summe in einem Schreibtische niederzulegen, obwohl dies, wie er sagte, nur für den Augenblick geschehen war. Das Geld war übrigens nicht sein Eigenthum gewesen, es waren soeben an ihn eingezahlte Mündelgelder, deren Verwen=dung bereits beschlossen gewesen und die er des andern Tages ihrer Bestimmung gemäß abzuliefern gedacht

hatte. Er war glücklich genug, den Verlust nicht selber tragen zu müssen, denn seine frommen Freunde ließen es sich mit Erfolg angelegen sein, die Summe durch Subscription zusammenzubringen.

Bei Ottmar hatte man nun allerdings weder das Geld noch sonst irgendetwas gefunden, was den auf ihn gefallenen Verdacht hätte bestätigen können. Aber man setzte voraus, daß er Gehilfen gehabt, die mit dem gestohlenen Gute entkommen waren. Hatte man doch jenen Ausweg durchs Fenster nach dem Nachbarhofe entdeckt und auch deutliche Spuren gefunden, daß er benutzt worden war; war doch nachgewiesen, daß gleichzeitig mit Ottmar mehrere Personen ins Haus eingedrungen waren, deren keiner man habhaft geworden war. Diese Leute hatten sich in Wahrheit rechtzeitig wieder aus dem Hause entfernt, bevor noch die bewaffnete Macht erschienen war; aber davon wußten die Zeugen nichts.

Die Hausthür mußten Ottmar und seine Genossen ohne Zweifel mit Hilfe eines Nachschlüssels geöffnet haben, denn die beiden Dienstmädchen des Hofraths hatten vor Gericht beschworen, daß sie die Thür vor dem Erscheinen der Tumultuanten sorgfältig verschlossen gehabt hatten, und doch war sie alsdann offen gefunden worden.

Bezüglich seiner vermeintlichen Betheiligung am Tumulte brachte Ottmar viele Zeugen, welche bestätigten,

wie er schon vor dem Ausbruche und noch während desselben auf das Angestrengteste bemüht gewesen war, das heillose Treiben verhüten zu helfen und davon abzumahnen. Man legte jedoch wenig Gewicht auf die Aussagen dieser Zeugen, denn sie gehörten, wie man wußte, sämmtlich mehr oder weniger entschieden der freisinnigen Partei an, während man ja anderseits den Angeklagten selbst mitten unter den wildesten Tumultuanten gesehn und ihn dann in dem „erstürmten Hause“, wie man sich ausdrückte, festgenommen hatte.

Daß er die Hausthür bereits offen gefunden, erklärte man für „unglaubhaft“; und so oft er der Wahrheit gemäß versicherte, er sei nur hineingegangen, um mögliches Unheil zu verhüten, lächelte man bald ungläubig und spöttisch, bald bezeichnete man in schneidendem Tone und groben Ausdrücken diese Angabe geradezu als freche Unwahrheit.

Wenn er anführte, daß er, nachdem alle Bemühungen, den Unruhen vorzubeugen, sich als vergeblich erwiesen hatten, nach Hause gegangen sei, um sich ruhig in seiner Wohnung zu verhalten, so erkannte man in diesem Umstande, dessen er zu seiner Rechtfertigung gedachte, vielmehr etwas für ihn sehr „Gravirendes“: er war, sagte man, offenbar nur in seine Wohnung gegangen, um das zum Opfer ausersehene Haus gegenüber zu beobachten und um den anrückenden Tumultuanten und Diebsgenossen verabredete Zeichen geben

zu können. Auch daß er während der Viertelstunde, die er sich damals in seiner Wohnung aufgehalten, kein Licht angezündet hatte, konnte jenen Verdacht, wie man behauptete, nur bestätigen.

Er erwähnte, daß in des Hofraths Zimmer, als die Polizeileute und Soldaten angeklopft, er selber und zwar freiwillig die verriegelte Thür geöffnet habe. Man wollte dies anfangs bezweifeln und als es gleichwohl von einem der beiden Polizeidiener ausdrücklich bestätigt wurde, fand man das freiwillige Aufriegeln nur allzu natürlich: wahrscheinlich hatte der Angeklagte erkannt, daß es zur sichern Flucht schon zu spät war, und hatte sich nun auf den Umstand verlassen zu dürfen geglaubt, daß man nichts den Verdacht Bestätigendes bei ihm finden konnte, weil seine Gehilfen mit dem entwendeten Gelde, den Nachschlüsseln und Brecheisen bereits entkommen waren.

Und dann kam plötzlich die Frage: warum er denn überhaupt die Thür erst verriegelt gehabt?

Freilich hatte nicht er, sondern Karl Arndt den Riegel vorgeschoben; aber ach! von Karl mocht' er ja gar nicht sprechen, und so mußt' er über sich ergehen lassen, was man aus der Einriegelung folgerte.

In Allem, was er gethan hatte, fand man Beweise gegen ihn; in Allem, was er unterlassen hatte, fand man ebenso schlagende Beweise gegen ihn! Man ward gar nicht müde, immer neue Beweise wider ihn zu

suchen und zu finden, und jeder zu seinen Gunsten sprechende Umstand mußte sich unvermeidlich in einen Beweis gegen ihn umwandeln, denn man mußte ganz sicher gehn und nichts versäumen, um den Gefangenen jedenfalls verurtheilen zu können. Ihn unverurtheilt entlassen zu müssen, das würden diese Herren oder vielmehr deren Auftraggeber ganz ebenso übel empfunden haben, wie etwa ein Feldherr die ihm vom Feinde beigebrachte derbe Schlappe empfindet. Und hier sollte man nun vollends die süße Genugthuung haben, einen Vertreter der demokratischen Grundsätze als Dieb behandeln zu können.

Der gleichgiltigste, unverfänglichste Schritt ward daher zu einem verdächtigenden Umstande gestempelt, die natürlichste Handlung ward als eine schlauberechnete Maßregel ausgelegt, das harmloseste Wort gewann eine arge Bedeutung.

Das gute Gewissen und der gesunde Verstand mußten dies Alles wohl lächerlich finden, aber zugleich freilich auch empörend, und wenn Ottmar in seiner Zelle bisweilen über all den Unsinn lachte, so war das wahrlich kein erquickliches Lachen.

Kein Ende nehmen wollte die Quälerei des Fragens nach den Mitschuldigen, die Ottmar angeben sollte, und nach dem Gelde, über dessen Verbleib man Aufklärung von ihm verlangte.

Was Ottmar's Thätigkeit hinsichtlich der politischen

und socialen Tagesfragen anlangt, so wußte man recht gut, daß ihn und die Gleichgesinnten bei alldem nur ein warmer Patriotismus und eine edle uneigennützige Gesinnung geleitet hatte; aber man behandelte alle die fraglichen Bestrebungen als verbrecherische, weil es so befohlen war und zugleich auch vielleicht, weil man sich, zwar nicht schämte, denn dessen waren diese Herren nicht fähig, wohl aber weil man sich ärgerte, den jungen Mann im Gefühle seiner Unschuld eine gewisse Ueberlegenheit behaupten zu sehn, der man nichts weiter als Arglist und Gewalt entgegenzusetzen hatte. Die Besorgung ihres Schergenwerkes im Dienste ihrer Brodherren nannten sie loyale und patriotische Pflichterfüllung, während sie die patriotische Gesinnung ihres Opfers gern als Fanatismus und Ueberspanntheit bezeichneten, sobald es schlechterdings nicht möglich war, dieselbe durch Beweggründe des Eigennutzes zu erklären. Meist aber fanden sie das Letztere zu ihrer großen Genugthuung dennoch möglich, denn Ottmar hatte ja unzweifelhaft gestohlen!

6.

Ein theilnehmendes Herz.

Die Wohnung des Hofraths war in der That, und zwar auf Kosten der Stadt, mit schönen neuen Fensterscheiben versehen worden. Der Freund Karl Arndt's, der auf des Letzteren Anstiften diese glückliche Veränderung verursacht hatte, wahrte das Geheimniß gern, wie sich denken läßt, und so ahnte denn niemand, wem man die neuen makellosen Scheiben eigentlich verdankte.

Ebenso wenig ahnte jemand, daß gerade in diesem Hause, wo man natürlich am aufgebrachtesten gegen den „abscheulichen Verbrecher" war, ein Herz für ihn schlug, welches nicht an seine Schuld glauben mochte.

In der Stadt, wo Ottmar's Name und Charakter allgemein bekannt war, wußten seine Freunde und nähern Bekannten zwar recht gut, daß er mit jenen wilden Excessen nichts zu thun gehabt hatte; die Mehrzahl der Leute wunderte sich indeß nicht, ihn der Betheiligung angeklagt und deshalb in Haft zu sehen

Wohl aber wunderte sich jedermann, ihn des Diebstahls angeklagt zu sehen und man war fast allgemein der Ansicht, daß da ein seltsamer Irrthum walten müsse.

Karl Arndt hatte in Gegenwart der Seinigen geäußert: nach Allem, was er sonst von dem Architekten gehört, könne er die Sache nicht begreifen; er glaube, es möge wohl ein Anderer die That verübt haben, denn dem Richard Ottmar könne er sie nicht zutrauen.

Elisabeth hätte den Bruder für diese Bemerkung umarmen mögen. Sie konnte ja nicht wissen, daß er sie nur äußerte, weil er meinte, auf solche Weise seinem mahnenden Gewissen zur Beschwichtigung gleichsam eine kleine Abschlagzahlung leisten zu können.

„Aber, Karl, der Mensch ist ja auf frischer That hier ertappt worden!“ hatte die Frau Hofräthin bemerkt, worauf Karl nur mit Achselzucken geantwortet hatte.

Was ihr Bruder wußte, ohne es zu gestehen, das glaubte Elisabeth ihrerseits fest und unerschütterlich. Der ihr eigentlich nur aus der Ferne bekannte, aber ihrem Herzen so nahe stehende junge Nachbar war ihrer Ueberzeugung nach ganz gewiß unschuldig. Wie gern wäre sie aufgetreten, diese Ueberzeugung laut und öffentlich vor aller Welt auszusprechen! Aber sie mußte ja stillschweigen; auch würde das Kundgeben ihrer Ansicht gar nichts gefrommt, es würde nur Verwunderung, Staunen und Spott erregt und Seitens ihrer

Eltern wahrscheinlich eine scharfe Zurechtweisung zur Folge gehabt haben.

Der Hofrath äußerte sich nur wenig über das unangenehme Ereigniß und wenn dies geschah, drückte er sich zur Verwunderung der Zuhörer und namentlich seiner Gemahlin verhältnißmäßig glimpflich über den Verbrecher aus.

„Die Noth mag den Unglücklichen verführt haben!“ sagte er einige Mal beinahe im Tone des Mitgefühls. Indeß hatte sich bereits herausgestellt, daß Ottmar's ökonomische Verhältnisse, obwohl bescheiden genug, doch jedenfalls wohlgeordnet waren und in ihnen daher nicht füglich ein Beweggrund für seine vermeintliche Uebelthat gefunden werden konnte.

„Wie ich höre, hat er sich auch den Besuch des Gefängnißgeistlichen ausdrücklich verbeten, der ruchlose Mensch!“ bemerkte die Frau Hofräthin.

Von dieser Aeußerung fühlte sich Elisabeth noch unangenehmer berührt als von mancher andern, die noch herber klang und deren das arme Mädchen nur zu viele hören mußte, ohne daß die Sprechenden wissen konnten, wie nahe ihr Alles ging, was man Ottmar Uebles nachsagte. Der Kreis, in welchem sie aufgewachsen und erzogen war, trieb sozusagen gewerbsmäßige Frömmigkeit; sie war daher an die Formen derselben gewöhnt, obwohl ihr gesundes und reines Wesen sie vor Allem, was Schein und Heuchelei heißen konnte,

bewahrt hatte; aber während sie wirklich frommen Sinnes war, hatte die Gewohnheit des Formenwesens sie doch auch einigermaßen befangen und vorurtheilsvoll gemacht, so daß sie im Stande war, für den Seelenzustand dessen zu zittern, den man diese Formen vernachlässigen oder verachten sah. Aber dies Alles hätte anders werden können, meinte sie, wäre die traurige Katastrophe nicht eingetreten und hätte sie Gelegenheit gehabt, mit Ottmar bekannt zu werden, welcher, daran zweifelte sie nicht, im Grunde des Herzens gewiß nicht ohne religiöses Gefühl war. Es mußte nur geweckt werden und sie hätte sich getraut, es zu wecken. Nun aber war an seine Rettung nicht leicht zu denken, denn sie stellte sich ihn trotzig vor, doppelt trotzig, weil man ihn eines Verbrechens wegen verfolgte, welches er — dies stand fest in ihrer Ueberzeugung — nicht begangen hatte, und dieser Trotz war vermuthlich nur zu sehr geeignet, ihn zu verhärten.

Seltsam genug! während sie ihn solchergestalt einer vermeintlichen Irreligiosität wegen beklagte, ward er, ohne daß sie dies sich selbst gestand, doch von Tag zu Tag immer mehr für sie zu einem Wesen, zu dem sie gleichsam emporblickte, sozusagen ihr Heiliger, den sie um so inniger verehrte, jemehr er zugleich als ein Märtyrer erschien. Sie betete täglich für ihn und merkte selbst nicht, daß sie zugleich zu ihm betete. Sie litt unbeschreiblich seinetwillen und fand doch zu-

gleich die einzige Linderung ihrer Leiden in dem Gedanken an ihn.

Sie sehnte sich, eine vertraute Seele zu finden, mit der sie von ihm hätte sprechen können, der sie Alles hätte entdecken können, was ihr Herz erfüllte; aber sie suchte vergebens. Eine Freundin, die in dieser Beziehung geeignet gewesen wäre, ihre Worte zu hören und zu begreifen, hatte sie nicht. Die unverkennbar wohlwollenden Aeußerungen Karls in Betreff Ottmars hatten sie einen Augenblick hoffen lassen, in ihrem Bruder einen solchen Vertrauten zu finden, allein der Versuch hatte sich sofort als vergeblich erwiesen. Karl hatte sich, als sie Ottmar erwähnt hatte, unangenehm berührt gezeigt und sie in beinahe hartem Tone ersucht, doch nicht wieder auf den peinlichen Gegenstand zurückzukommen. Ihr Instinkt hatte sie in diesem Falle nicht richtig geleitet, sonst hätte sie einen Vertrauten, wie sie ihn wünschte, der ihr ein bereitwilliges Ohr geliehen und die ächteste, wärmste Theilnahme bewiesen haben würde, in Harder finden können. Allein es war sehr erklärlich, daß sie diesen Einfall gar nicht hatte. Erstens sah sie ja in Harder nicht nur einen in religiösen Dingen gleichgiltigen Mann, sondern auch noch Schlimmeres, sogar einen Religionsspötter; und sodann mochte sie doch wohl auch etwas von dem Herzenswunsche ihrer Mutter, Harder zum Schwiegersohn zu erhalten, gemerkt haben. Dies Alles war mehr als hinreichend,

sie in diesem Manne eher alles Andre als einen Freund suchen zu lassen.

Am bittersten war ihr das Bewußtsein ihrer völligen Rath- und Machtlosigkeit. Was frommte der redliche Wille, was half es, daß sie sich bereit fühlte, freudig Alles zu dulden, Alles zu wagen, sich aufzuopfern für den Unglücklichen! Sie vermochte nichts, als unthätig das Unglück zu sehen und mitzuempfinden.

Daß Ottmar ihrer gedachte, daß er sie liebte, bezweifelte sie nicht; aber es würde sie glücklich und unglücklich zugleich gemacht haben, hätte sie genau gewußt, in welcher Weise er ihrer gedachte. In seinem tiefen Elend hatte er in der That einen mächtigen Trost, der ihn kaum einen Augenblick verließ, und das war der Gedanke an Elisabeth, vor Allem das Bewußtsein, für sie zu dulden. Er litt ja eigentlich nur ihretwillen; er litt, weil er ihretwegen den Bruder schonte, der nicht edel genug dachte, der zu schwach war, selber aufzutreten und offen zu sprechen.

Hätte Ottmar seine Neigung zu Elisabeth gestanden, hätte er erklärt, daß er an jenem verhängnißvollen Abend nur zu ihrem Schutze in das Haus gegangen war, und daß er dort ihren Bruder gefunden hatte: so wär er sofort gerechtfertigt gewesen. Aber er würde es für Entweihung des Heiligsten gehalten haben, auch nur den Namen der Geliebten hier zu nennen. Für sie zu leiden — auch ohne daß sie selbst eine Ahnung davon

hatte — war ihm die süßeste Genugthuung, die nicht theuer genug erkauft werden konnte. Er war übrigens weit davon entfernt, sich etwa selbstgefällig die Schonung Karl Arndt's als ein unerhört edelsinniges und großmüthiges Verhalten auszulegen; er gestand sich offen, daß er gegen jenen wahrscheinlich als Zeuge aufgetreten sein würde, um sich selber zu rechtfertigen, wenn der Verbrecher ein Anderer, wenn er nicht Elisabeth's Bruder gewesen wäre. Gegen diesen war er aber auch nicht der leisesten Regung des Grolls fähig und schonte ihn gern.

Er that und litt Alles nur aus Liebe zu Elisabeth. Um ihretwillen sollte denn auch ihre Familie rein und makellos dastehen, und deshalb wünschte er auch nicht einmal, daß Karl seinerseits sich zu einem Geständniß entschließen möchte, obwohl er zugleich nicht umhin konnte, über die Selbstsucht dieses jungen Mannes zu staunen, der es über sich gewann, einen Andern in solcher Weise für sich büßen zu lassen. Aber Leichtsinn und Selbstsucht vermögen leider so weit zu gehen, und zudem mochte Karl, da er selber eines schlechten Streichs fähig gewesen, auch andre um so eher eines solchen fähig halten und daher glauben, jener habe ein Gleiches wie er selber zu thun beabsichtigt. Konnte er doch den wahren Beweggrund nicht errathen, der den Architekten in das angegriffene Haus geführt hatte. Uebrigens hatte Karl noch einen besondern Grund zum Schweigen,

der erst später offenbar werden sollte, den er niemand gestehen mochte, der aber, wär' er bekannt gewesen, ihn selber zwar nicht entschuldigt, indeß doch seine Schuld in etwas milderem Lichte hätte erscheinen lassen.

Für den Gefangenen kamen bisweilen doch Augenblicke, wo sich an die Stelle des Tröstenden, was der Gedanke an Elisabeth für ihn hatte, ein Gefühl peinlicher Niedergeschlagenheit drängte. Dies waren die Augenblicke, wo er sich vorstellte, daß auch sie doch eigentlich gar nicht anders als schlecht von ihm denken könne, nachdem sich alle Umstände verschworen hatten, ihn als gemeinen Verbrecher darzustellen. Dann war er wohl fähig, zu wünschen, daß der Bruder wenigstens so ehrlich sein möge, insgeheim den Seinigen zu gestehen, was er begangen, denn alsdann mußte es doch Elisabeth sofort klar sein, weshalb und für wen er selber duldete und schwieg, und er wollte sicherlich mit Freuden ferner dulden und schweigen. Doch verfehlte er nie, sich eines solchen Wunsches sofort zu schämen, den er selber für selbstsüchtig erklärte. Für *sie*, sagte er sich, ist es ja besser, wenn sie den wahren Zusammenhang nicht kennt, und für mich ist das Beste, das Süßeste, wenn ich mich ganz und gar für sie aufopfern kann.

Wie süß es aber auch sein mag, für ein theures Wesen zu dulden, immerhin gewährt es nicht so hohe Genugthuung, als für dasselbe handeln zu können. All

sein Handeln beschränkte sich in diesem Falle eigentlich nur auf Selbstverleugnung. Aber diese war auch für ihn selbst von hohem Werthe, denn Selbstverleugnung und Selbstrettung sind Eins und Dasselbe.

7.

Mitgefangene.

Die Untersuchung wurde, nicht wie sonst häufig in solchen Fällen nach Jahren, sondern verhältnißmäßig schnell, schon nach einigen Monaten geschlossen.

Im Drange der Noth hatte man vor einer Reihe von Jahren in Ottmar's Heimatlande die Einführung des Geschwornengerichts zwar versprochen, aber hinterdrein unterlassen. Hätte er Geschworne zu Richtern gehabt, so würden ihn diese, wie die Sache lag und wie man ihn kannte, ganz gewiß bezüglich des Diebstahls und wahrscheinlich auch rücksichtlich der Betheiligung am Tumulte freigesprochen haben. Es ließ sich in diesem Falle eigentlich auch nicht einmal sagen, daß der Angeklagte noch ein Opfer des alten geheimen Inquisitionsverfahrens wurde; er wurde vielmehr nur ein Opfer der Willkür, welche gehorsame Werkzeuge gefunden hatte.

In seinem Stolze und seiner Erbitterung verschmähte es der Gefangene, einen Vertheidiger zu bestellen, denn

nach Allem, was er bisher erfahren hatte, fühlte er sich überzeugt, daß die Vertheidigung eine leere Form und nur ein Hohn gegen den bereits so gut wie Verurtheilten sein werde. Erspart wurde ihm dieser Hohn gleichwohl nicht, denn es war ja gar nicht möglich, anders als in den Formen zu meucheln; das Gericht gab ihm also einen Vertheidiger und er mußte in seinem Gefängnisse die Entscheidung abwarten.

Er war indeß doch nun der Plackerei der Verhöre überhoben und durfte hoffen, fortan, so lang' er noch in diesem Gefängnisse weilen mußte, sich einer wohlthuenden Ruhe zu erfreuen. Man hielt ihn jetzt auch minder streng abgeschlossen; man begnügte sich, alle Vorsicht zu beobachten, um jeden etwaigen Fluchtversuch zu vereiteln, im Uebrigen aber war man, d. h. wenigstens der Schließer, gefälliger als bisher und legte kein Hinderniß in den Weg, wenn der Gefangene auf dem Vorsaale, nach welchem sich seine Zellenthür öffnete und wo man ihm dann und wann einen sogenannten Spaziergang gestattete, sich mit andern etwa dort anwesenden Gefangenen in ein Gespräch einließ.

Als er eines Tages diesen Vorsaal betrat, fand er dort einen Mann beschäftigt, den Fußboden zu scheuern. Es war einer der leichtern Gefangenen, die man gelegentlich zu solchen Hausarbeiten zu verwenden pflegte.

„Lieber Freund, das ist wohl ein recht saures Geschäft für Sie?" redete Ottmar die am Boden kniende

und den Scheuerwisch offenbar nur mit Widerwillen führende Gestalt an.

Der Gefangene, ein hochbejahrter Mann mit schneeweißem Haar, richtete sich halb empor, blickte den Fragenden an und sagte:

„Ei, das ist ja Herr Ottmar! Freilich wird mir's sauer genug. Sie kennen mich wohl nicht mehr?“

Ottmar hatte den Alten sogleich erkannt, als er zu ihm aufgeblickt hatte. Der Mann war ein alter Bettler, der seit Menschengedenken in einer gewissen Gegend des flachen Landes in der Nachbarschaft dieser Stadt seine Runde zu machen pflegte und dort in allen Häusern eine wohlbekannte, altvertraute und nie ungern gesehene Erscheinung war. Viele der dortigen Einwohner hatten ihn schon als weißköpfigen Alten gekannt, als sie selbst noch Kinder gewesen waren, und manche ihrer angenehmsten Jugenderinnerungen verknüpften sich mit der Gestalt des alten Wolfram, wie er hieß. Dies galt auch von Ottmar; er hatte den Alten genau genug gekannt, als er einen Theil seiner Knabenzeit auf dem Lande verlebt hatte, und deutlich schwebte ihm noch das Bild der kleinen Elisabeth vor Augen, wie sie mit dem vor der Hausthür sitzenden Bettler sich sehr ernsthaft unterredet hatte.

„Ich meinte, Sie würden mich vergessen haben“, sagte der Bettler, als ihm Ottmar das Gegentheil versichert und ihm die knochige und runzelige Hand ge-

schüttelt hatte. „Es sind wohl an die zehn Jahr her, seit wir einander draußen auf dem Lande gesehn haben. Sie waren damals noch ein junges Bürschchen und ich selber würde Sie jetzt nicht sogleich wieder erkannt haben, hätt' ich Sie nicht manchmal so vom Weiten gesehn, wenn ich einen Gang hier herein in die Stadt hatte."

„Sie hätten mich dann nicht blos vom Weiten sehn sollen, Wolfram," antwortete Ottmar; „Sie hätten jedesmal zu mir kommen und ein wenig von der alten Zeit mit mir schwatzen sollen. Wie ist es denn immer gegangen, da draußen?"

„Haltet euch dazu, Alter", sagte hier der als Aufseher anwesende Schließer; „ihr kommt ja gar nicht vorwärts."

„Lassen Sie ihn nur", begütigte Ottmar, „wenn das Werk auch einmal nicht so gründlich gethan wird. Gehen Sie lieber und holen Sie auf meine Rechnung eine Düte voll Schnupftabak für den Alten. Seine Dose ist ja ganz leer."

Der Schließer gehorchte ohne langes Zögern und der alte Bettler sagte:

„Da draußen wär's schon gut genug gegangen und ich brauchte nicht hier in den traurigen Wänden zu stecken, hätt' ich nicht das Unglück gehabt, dem Herrn Hofrath Arndt zu begegnen."

„Der Hofrath hat ja, denk' ich, sein Landhaus längst aufgegeben. Wie können Sie denn mit diesem Herrn

in Berührung gekommen sein? und noch dazu in eine feindliche?"

„Es ist eigentlich schon eine alte Geschichte", antwortete der Bettler. „Sie wissen doch, daß der Herr Hofrath einen Bruder hatte?"

„So hab' ich sagen hören, Wolfram."

„Ich hab' ihn gekannt. Er und der Herr Hofrath sahen einander zum Verwechseln ähnlich. Es war während der unruhigen Zeit im Frühling Anno acht und vierzig, Sie wissen ja —"

„Damals war ich noch ein Knabe, Wolfram."

„Ja, freilich. Nun sehen Sie, gerade damals wurde der Herr Hofrath auf seinen jetzigen Posten berufen. Der Bruder aber, der drüben im Herzogthum angestellt war, hatte um die nämliche Zeit einen schlimmen Streich begangen, eine große Fälschung, sagte man; er hatte deshalb eingesperrt werden sollen, es war ihm aber gelungen, zu entfliehen, und dann hörte man, er sei auf der Fahrt nach Amerika ertrunken. Das wär' auch vielleicht das Beste für ihn gewesen, was er hätte thun können; ich kann aber schwören, daß er es nicht gethan hat, denn ich hab' ihn nach der Zeit wieder gesehn. Nur hätt' ich nicht so dumm sein sollen, davon zu reden, denn der Herr Hofrath, der steif und fest an den Tod seines Bruders glaubt, mag nicht gern von ihm sprechen hören, wie es scheint. Das ist am Ende natürlich, denn ein so vornehmer Mann will sich doch

nicht gern daran erinnern lassen, daß sein Bruder als ein Fälscher steckbrieflich verfolgt worden ist."

„Und Sie haben ihn daran erinnert?"

„Nun, an den Steckbrief nicht, wie hätte mir das einfallen können! aber doch an den Bruder, und ich dachte mir dabei gar nichts Arges. Es sind seitdem nun auch schon viele Jahre vergangen, da lieg' ich eines Tags draußen unter der alten Linde auf dem kleinen Hügel dicht am Wege. Ich hatte ein Bischen geträumt und nicht bemerkt, daß jemand neben mich getreten war. Wie ich nun aufblicke, steht ein fremder Herr da, der mir einen halben Gulden in die Hand legt und sagt: Welches Haus bewohnt denn da unten im Dorfe der Hofrath Arndt? — Ich zeigte ihm das Haus, und er that noch einige Fragen über den Herrn Hofrath, die Frau Hofräthin und die beiden Kinder. Während ich nun den Herrn ansah und sprechen hörte, ward mir's auf der Stelle klar, wen ich vor mir hatte: es war des Hofraths Bruder. Er hatte sich freilich einen großen Bart wachsen lassen und sein Gesicht war sehr von der Sonne gebräunt, aber ich erkannt' ihn doch gleich, ohne es ihn merken zu lassen. Er hielt sich auch nicht lange bei mir auf, sondern ging nach dem Dorfe auf dem Wege hinter den Zäunen, während ich meinen Weg nach der entgegengesetzten Seite nahm. Er war also nicht todt. Wahrscheinlich hatte er seinen Namen verändert und glaubte unkenntlich genug geworden zu sein,

um sich wieder ins Land wagen zu können. Ich war aber damals so einfältig, mir die Sache ganz anders vorzustellen. An der alten Geschichte von der Fälschung ist vielleicht nicht viel gewesen, dacht' ich; oder sie ist beigelegt und vertuscht, der Herr Hofrath wird ihm seine Begnadigung verschafft haben und er ist nun gekommen, um die Verwandten zu besuchen. Was das eine Freude sein wird! Während ich noch so denke, begegnet mir des Hofraths Söhnchen. Machen Sie geschwind, daß Sie nach Hause kommen, Musje Karl, sag' ich; Sie finden Besuch, der Onkel ist wieder da. — Ich habe gar keinen Onkel, antwortet der Kleine. Nun freilich, man hatte ihn ja todt geglaubt und überdies war der Knabe zur Zeit der Flucht seines Oheims nur etwa sieben Jahr alt gewesen und konnte sich gar nicht mehr auf ihn besinnen. Aber ich sagte: Gehn Sie nur nach Hause, es ist der Onkel aus Amerika, Sie finden ihn jetzt bei der Frau Mutter. — Ei, ei, alter Wolfram, Sie haben wohl ein Gläschen zu viel getrunken! antwortete mir der Kleine und ging. Nun, ich war meiner Sache gewiß, ich hatte den Todtgeglaubten ganz gut erkannt; ich weiß aber nicht, welche Absicht er damals gehabt hat, denn es scheint, daß er den Besuch im Hause des Bruders gar nicht machte, wie ich vermuthet hatte. Der junge Arndt aber geht geradenwegs zu seiner Mutter und erzählt dieser, noch dazu im Beisein Anderer, was er von mir gehört hatte. Die Frau

Hofräthin soll dabei bald todtenblaß bald blutroth geworden und einer Ohnmacht nahe gewesen sein. Darnach aber hat sie dem Herrn Hofrath Alles wiedergesagt und der sorgte dafür, daß ich für mein voreiliges Geplauder bestraft wurde. Man forderte mich vor's Gericht und da wurde mir verboten, mich in der Gegend dort umherzutreiben; man beschränkte mich auf einen engen Umkreis und drohte mir mit Gefängnißstrafe, wenn ich mich in den verbotenen Ortschaften sehen lassen würde."

„Und Sie haben sich dort wieder sehen lassen und sind deshalb eingesperrt worden?"

„Ja freilich; aber das ist ein schweres Unrecht. Sehn Sie, Herr Ottmar, ich mußte damals gehorchen, so schwer mir's auch wurde. Die Leute vermißten den alten Wolfram auch überall, als er nicht mehr kam; ich weiß das, denn ich bin bei Alt und Jung immer gern gesehn gewesen. Als nun bald nach dem Verbote der Herr Hofrath sein Landhaus aufgab, da meint' ich: wenn der mich nicht mehr sieht, werden die Andern wohl ein Auge zudrücken, und ich fing an, meine Runde wieder auszudehnen, wie von jeher. Das hab' ich auch die Jahre daher ungehudelt gethan. Da fügt sich's nun vor etlichen Wochen, als ich durchs Dorf gehe, daß mir ein Wagen begegnet, worin ein Paar Herren sitzen. Der eine war der Herr Hofrath. Ich zog meinen Hut und vermuthete nichts Schlimmes. Es war ja so lange

her; ich glaubte, das Verbot habe keine Geltung mehr und sei vergessen. Ich sollt' aber anders belehrt werden. Der Herr Hofrath hatte mich angezeigt und ich wurde zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt. Wenn ich mich wieder in den verbotenen Dörfern sehen lasse, soll's noch schlimmer werden, hat man mir gesagt. Aber für diesmal ist es bald überstanden; morgen sind die vierzehn Tage um, die mir schwer genug geworden sind, denn ich kann ohne freie Luft und Sonne nicht leben."

Der Schließer erschien jetzt wieder, gab dem Alten seinen Schnupftabak, drängte ihn zur Arbeit und erinnerte Ottmar, daß seine Spazierstunde vorüber sei. Die beiden Gefangenen mußten Abschied von einander nehmen und Ottmar ward wieder in seiner kleinen Zelle eingeschlossen.

Die Mittheilungen des alten Bettlers waren nicht angenehmer Art, ja sie hatten sogar insofern etwas Peinliches für den Zuhörer gehabt, als dadurch ein nicht günstiges Licht auf die Eltern Elisabeth's fiel; immerhin aber hatte Ottmar das Geplauder Wolfram's nicht ungern gehört, weil dadurch die entschwundene glückliche Jugendzeit in den lebhaftesten Farben in der Erinnerung wiedererweckt worden war. Elisabeth und Karl hatten dazumal den alten Bettler nicht weniger lieb gehabt als die Kinder der ländlichen Bevölkerung, denen er köstliche Geschichten erzählte, Anleitung zu sinnreichen

Spielen gab und allerlei kleine Kunstwerke anfertigte.

Nach einiger Zeit pochte der Alte an die Thür und sagte:

„Herr Ottmar, ich bin jetzt allein hier, es hört uns niemand. Haben Sie irgendwas zu bestellen? Sie wissen, ich werde morgen früh entlassen.“

„Ich danke, Wolfram; ich habe gar nichts zu bestellen.“

„Wie Schade!“ sagte der Bettler. „Sie haben doch Freunde draußen, denen Sie irgendwas Geheimes mitzutheilen haben könnten.“

„Geheimnisse hab' ich nicht, Wolfram. Aber sagen Sie mir doch Eines. Sie wissen doch, wessen ich angeklagt bin?“

„Wer wüßte denn das nicht! es ist die unerhörteste und niederträchtigste Geschichte.“

„Nun, glauben Sie, daß ich einen Diebstahl begangen habe?“

„I, wie fragen Sie doch! Kein vernünftiger Mensch auf der Welt glaubt dies dumme Zeug. Aber die Menschen sind doch eigentlich recht erbärmlich. Da sagt nun draußen alle Welt laut genug, daß Sie unschuldig sind und sein müssen, aber niemand regt eine Hand, um Sie aus dem verwünschten Loche hier herauszuholen!“

„Kennen Sie die Kinder des Hofraths noch, Wolfram?“

„Na, von Bekanntschaft kann eigentlich keine Rede sein, denn das sind ja nun erwachsene vornehme Leute geworden. Aber das Fräulein hat mich doch nach langen Jahren wiedererkannt. Es war vor ein paar Monaten, als ich einmal in die Stadt hereingekommen war. Da begegnet mir auf der Straße eine junge Dame mit dem Gesangbuch in der Hand; sie kam wahrscheinlich aus der Kirche, obwohl es nicht Sonntag war. Wie sie mich sieht, bleibt sie stehn und redet mich an: Guter alter Wolfram, ich freue mich recht, Sie noch so munter zu sehn! Ich kannte die Dame nicht, bis sie mir ihren Namen nannte. Sie machte mir ein kleines Geschenk und ich mußt' ihr sagen, wohin sie mir von Zeit zu Zeit etwas mehr schicken könnte. Denn in unser Haus dürfen Sie nicht kommen, guter Wolfram, sagte sie; die Eltern würden das nicht gern sehn."

„Und sie hat Wort gehalten?"

„Freilich hat sie das. Jede Woche hat sie mir eine Unterstützung geschickt, auch sogar noch hierher ins Gefängniß, obwohl ich das nur errathen kann, denn ihre Gabe ist da durch eine unbekannte Person abgegeben worden, die nicht gesagt hat, von wem sie geschickt wird. Einmal hab' ich aber auch noch mit dem Fräulein gesprochen, bevor ich hierhergebracht wurde. Es war draußen in Wartenstein, Sie wissen, wo viele reiche Stadtleute Sommerwohnungen haben. Da komm' ich eines Tags an einer Gartenhecke vorbei, hinter der

einige junge Damen zwischen den Blumenbeeten spazierten. Das Fräulein war dabei. Sie hatte wahrscheinlich meinen weißen Kopf über die Hecke gucken sehn und gleich war sie bei mir, reichte mir das Händchen herüber und fing an, von der schönen alten Zeit zu sprechen, wo sie mit ihren Eltern während des Sommers drüben im andern Dorfe gewohnt hatte. Erinnern Sie sich noch, Wolfram, sagte sie, wie ich mit einem andern kleinen Mädchen einmal unter die böse Rinderherde gerathen war? Ich erinnerte mich ganz genau, denn ich war damals am andern Ufer des Flusses gewesen, so daß ich den Kindern nicht beispringen konnte, wie gern ich's auch gethan hätte; aber ich hatte Alles mit angesehn, wie Sie die Mädchen furchtlos herausgeführt hatten, und am nämlichen Abend mußt' ich es mir damals doch noch von ihr erzählen lassen."

„Sie hatte das wirklich jetzt noch nicht vergessen, Wolfram?"

„Nein, nein! Und dann sagte sie: Denken Sie nur, Wolfram, dem armen Ottmar geht es jetzt recht traurig! und dabei traten ihr die Thränen in die Augen. Das wird noch Alles ganz gut werden, sagt' ich. Dann, als sie schon fortgehen wollte, wandte sie sich noch einmal zu mir und sagte: Sie wissen, Wolfram, daß Sie einmal gegen meinen Bruder behauptet haben, Sie hätten unsern verstorbenen Oheim gesehn. Waren Sie damals Ihrer Sache auch ganz gewiß und irrten sich nicht? —

Ganz gewiß! antwortet' ich; ich kannte den Herrn zu genau und sprach ja auch selber mit ihm. Nun mußt' ich ihr den Oheim ganz genau beschreiben, wie er ausgesehn hatte, wie sein Benehmen gewesen, und sie wurde sehr nachdenklich, während sie aufmerksam zuhörte. Sie schien auch noch viel auf dem Herzen zu haben, was sie mir sagen wollte; plötzlich aber nahm sie Abschied und sagte: wir sehen einander schon einmal wieder. Seitdem bin ich ihr nicht wieder begegnet, aber —"

Der Bettler wurde hier plötzlich still, im nächsten Augenblicke hörte man ihn wieder mit dem Scheuerwisch arbeiten und Ottmar konnte sich denken, daß ihm die Tritte des nahenden Schließers Schweigen geboten hatten.

Der Gefangene hatte sich während der langen Monate seiner Haft noch nie so beruhigt, so zufrieden gefühlt, wie in dieser Stunde. Hatte er doch endlich einmal jemand gefunden, mit dem er von Elisabeth hatte sprechen können.

Das Gefängnißfenster war glücklicherweise noch nicht, wie es sonst häufig der Fall, mit Bretern verschlagen; die Aussicht war frei und diese Aussicht zeigte einen großen Theil der Stadt mit ihren theils alterthümlichen, theils in neuer und neuester Zeit entstandenen Gebäuden. Wäre die gegenwärtige Ruhe nur nicht die des Gefängnisses gewesen, so würde er sich vielleicht glücklich gefühlt haben und sehr zufrieden gewesen sein,

sich fern von all dem geräuschvollen und rastlosen Treiben da draußen zu sehn. Ob auf die Dauer zufrieden, war freilich die Frage: denn es waltete da, wie gesagt, in seinen Neigungen ein eigenthümlicher Zwiespalt. Er hatte dies schon öfters erfahren, ohne daß er bis jetzt noch dazu gekommen war, sich selber Rechenschaft davon zu geben. Er war in dieser Beziehung noch sehr im Unklaren über sich selbst. Mitten in der geräuschvollen Bewegung draußen hatte er sich oft nach Einsamkeit und Stille gesehnt, als sei er für diese und für ein beschauliches Leben seiner ganzen Natur, all seinen Neigungen und Anlagen nach am besten geeignet; so oft er aber noch den Versuch gemacht, sich von der Bewegung, wie sie die neue Zeit besonders auszeichnet, fern zu halten und sich in allen Stunden, die ihm sein Beruf übrig ließ, nur ruhigen Studien und einem gemüthlichen Leben zu widmen, hatte ihn eine innere Unruhe, ein unwiderstehlicher Drang doch immer aufs Neue hinausgetrieben mitten in den Strudel der bewegten Zeit. Die erst sehnlich gesuchte Ruhe war ihm alsbald wieder traurig, unerquicklich und unfruchtbar erschienen. Man weiß, daß es vorherrschend productive und ebenso vorherrschend kritische Zeiten gibt; wer seinem Wesen nach besonders für die eine geeignet ist, während ihn sein Geschick in der andern geboren werden ließ, der gelangt nicht leicht zu einem behaglichen zufriedenen Dasein, zu einer ersprießlichen Thätigkeit. Wie im Leben

der Menschheit, so findet sich solcher Wechsel von productiver und kritischer Zeit aber auch häufig im Leben der Einzelnen und nur zu oft verkennen sie Charakter und Bedeutung ihres jeweiligen Zustandes.

Im Augenblicke würde sich Ottmar, wie gesagt, glücklich gepriesen haben, blos erbaulich und beschaulich leben zu können, wär' es nur nicht im Kerker gewesen. Er war froh, dem Drängen und Treiben draußen einmal entrückt zu sein und, selber unbetheiligt, darauf herabschauen zu können. Denn letzteres konnt' er buchstäblich, weil sein Gefängniß sehr hoch gelegen war und den Blick frei ließ über Giebel und Dächer, über die einem rastlosen Gewerbfleiße dienenden qualmenden Essen, wie über die zahlreichen von üppigem Grün umgürteten Luxusbauten, deren lange Reihen sich nach allen Richtungen von dem alterthümlichen Kerne der Stadt aus weit in die umgebenden Felder hinaus erstreckten, durch welche sich, ebenfalls nach allen Himmelsgegenden hin, die Schienenwege zogen, deren Richtung die über das grüne Land hinkriechenden langen weißen Dampfwolken verriethen. Der Blick über eine solche Stadt hinweg läßt auch das sinnliche Auge recht deutlich erkennen, daß die alte Welt in der völligen Umgestaltung begriffen ist. Diese Vergrößerung und dieser Umbau der Städte, diese ebenso stattlichern als ziermlichern Wohnstätten der Menschen, diese neuen Verkehrswege, diese Rauch- und Dampfwolken, die rastlos

arbeitenden Maschinen u. s. w. sind der concrete Ausdruck der großen Revolution, die sich vollzieht, nicht blos in dem oder in jenem Gebiete, sondern gleichzeitig im Ganzen.

Es ist Sache jedes Einzelnen, dies zu begreifen, wenn er sich sein Behagen nicht gestört und sich das große Schauspiel der Weltentwickelung verleidet sehen will. Befangene Gemüther und enge Köpfe sehen da mancherlei, was sie stört, was ihnen nicht behagt und sie halten es für schlecht, für verwerflich; sie haben nicht gelernt, ein jedes Ding und sich selber im Zusammenhange mit dem Ganzen zu sehen, wo Alles nicht nur zu dulden, nicht nur berechtigt, sondern nothwendig ist; nothwendig Eins um des Andern willen; solche beschränkte Geister wissen und merken nicht, daß sie, indem sie die Gegenpartei negiren, zugleich die eigene negiren. Gar Viele haben die Anschauungen der Vergangenheit in dieser neuen Zeit so entschieden beibehalten, daß ihnen die lebendige Gegenwart unverständlich ist und ein Greuel dünkt. Sie werden gemeinhin als Vertreter des Rückschritts bezeichnet. Andre dagegen sind so ganz naive Kinder dieser Gegenwart, daß ihnen die Vergangenheit ganz fremd und unbekannt ist und sie nicht begreifen, daß selbige im Grunde doch die Mutter der Gegenwart ist, die sich aus ihr entwickelt. Diese nur vorwärts, nie rückwärts blickenden Leute heißen Vertreter des Fortschritts. Sie sind es in der That, aber

sie sind oft auch so einseitig in ihrer Weise, wie jene Rückschrittsmänner in der ihrigen; sie schreiten alsdann auf einer Straße hin, die nur nach vorwärts gangbar ist, unmittelbar hinter dem Schreitenden aber immer sofort zusammenbricht. Da gibt es keine Bank am Wege, wo der Wandrer einmal ruhen dürfte, um mit Behagen die lange Bahn zu betrachten, längs welcher er mühsam herangekommen; ist doch das Vergangene todt, liegen doch rückwärts nur Trümmer. Solches Ruhen, solches Rückschauen gilt ihnen schon für gleichbedeutend mit Rückschritt. — Es kämpfen da zwei Richtungen auf Tod und Leben; man möchte wohl wünschen, daß sie vielmehr darauf bedacht sein möchten, einander zu begreifen, sich zu versöhnen und einander zu dienen; doch dessen sind sie nicht fähig und werden es nie. Solche Versöhnung ist unmöglich für Alle, außer für den zugleich philosophischen und poetischen Menschen, der es versteht, Materielles und Geistiges zu versöhnen, es überhaupt gar nicht mehr gesondert zu sehen, der nicht blos die eine Richtung, sondern gleichzeitig beide betrachtet, so daß er in ihnen nicht ein Getrenntes, Gegentheiliges, sondern ein Ganzes erkennt, dessen Theile ohne einander gar nicht für sich bestehen könnten.

So weit war Ottmar noch keineswegs gekommen. Der Zwiespalt war noch für ihn vorhanden. Er sah dort Fortschritt, dort Rückschritt, zwei Parteien

ohne Aussicht auf eine Versöhnung, sondern im Vernichtungskampfe begriffen.

Das war erklärlich; auch war es wenigstens verzeihlich, daß ihn einmal der Ueberdruß gepackt hatte an all dem hastigen hetzenden Wesen der Gegenwart; aber er erschrack selber beinahe über diesen Ueberdruß und die meisten seiner sonstigen Gesinnungsgenossen draußen in der Welt würden ihm vollends diese Stimmung nimmermehr verziehen haben, wenn sie Kenntniß davon gehabt hätten.

Die Stadt und das umgebende Land da draußen, so weit er sie von seinem Fensterchen überschauen konnte, drückten recht entschieden in fast all ihren Zügen den Fortschritt aus. Die schon seltener gewordenen mittelalterlichen Häusergiebel des ältern Stadttheiles schienen alterschwach und lebensmüde die Häupter zu neigen, während die mehr und mehr zunehmenden Massen der modernen Bauten keck und stolz im Sonnenschein lachten. Einem Mastenwalde vergleichbar ragten ringsum nah und fern die hohen Essen empor und entsendeten ihre schwarzen Rauchsäulen. Jenes Wäldchen dort drüben zur Linken, etwa eine halbe Meile entfernt, das Ottmar als einen der liebsten Zielpunkte der Spaziergänge seiner Knabenzeit kannte, hatte ein sehr dürftiges Ansehn bekommen, denn der Eigenthümer, ein entschiedener Fortschrittsmann, hatte die zahlreichen alten Stämme trefflich zu verwerthen gewußt: ihre Bruch-

stücke durchschnitten jetzt die Meereswellen oder sie seufzten unter den darüber hin brausenden Dampfwagenzügen. Drang auch der Lärm nicht herauf bis ins Gefängniß, der Gefangene wußte doch, wie da draußen Alles drängte und trieb, wie es in allen Gebieten sich abmühte, plackte, ächzte und stöhnte, wie es dampfte und brauste, wie es klapperte und schwirrte, wie kein Geschöpf, was da athmete, sich Ruhe gönnen durfte, weil ihm immer und überall, bald lockend bald vorwurfsvoll mahnend, die große Maxime dieser Zeit vor Augen schwebte und ins Ohr klang, die Maxime: Zeit ist Geld.

Ottmar haßte diese Modemaxime. Konnte sich unser Zeitalter, dachte er, mit einem garstigern Makel beflecken, als mit diesem häßlichen, dem Boden der Gemeinheit entsproßten Worte! Wie konnte es vergessen, daß Zeit etwas ungleich Kostbareres ist als Geld; wie konnte es das letztere durch solchen Spruch als Zweck bezeichnen, da es doch nur Mittel sein kann! Ein jeder da draußen, der dies Wort ernstlich nimmt, ist Sklave und Sklavenaufseher in einer Person und hetzt sich athemlos müde, die Peitsche gegen sich selber schwingend. — Die meisten Leute verwechseln freilich den Schein des Glückes mit dem Wesen. Ein poetisches Gemüth verscherzt leicht die materiellen Bilder oder Symbole des Glückes, um das Glück selbst zu gewinnen. Der sogenannte Weltkluge oder Praktische begnügt

sich mit der Erwerbung jener materiellen Sinnbilder und lernt das Glück selber nicht kennen.

Weit drüben rechts am Horizonte zeigte sich ein dunkelblauer Streif. Das war auch ein Wald oder ein Park vielmehr, und dahinter in der Tiefe, dem Blicke verborgen, lag ein Landstädtchen. Das war ein Winkel im Lande, gegen den die Wogen der neuen Zeit bisher fast ganz vergebens angerollt waren; es war ein reactionäres Nest. Eine Eisenbahn führte nicht in der Nähe vorüber. Vor fünf oder sechs Jahrhunderten hatte dies jetzt so armselige Städtchen noch mit der jetzt großen Stadt zu rivalisiren gesucht; aber es war mehr und mehr zurückgekommen in seinen Ansprüchen und in seiner Einwohnerzahl. Es war eben ein verkommenes Städtchen. Der Eigenthümer des Parkes und des Schlosses war ein Edelmann, der die Herrlichkeiten der Neuzeit nicht liebte, sich vielmehr darüber ärgerte, dagegen mit Vorliebe alte Waffen und alte Kunstsachen sammelte, die im Schlosse aufgespeichert wurden. Seine Geldmittel waren verhältnißmäßig knapp; er hätte sie rasch vermehren können, wenn er gewollt hätte, aber er wollte nicht. Seinen herrlichen Park, in welchem Schätze staken, nach denen die gierige Zunge der Industrie vergebens lechzte, schonte und pflegte er und war stolz auf die Waldriesen darin. Dieser Herr war aber ein Rückschrittsmann und daher wuchs Gras zwischen den holperigen Pflastersteinen des Städtchens, darum war dort

Alles so still, so ländlich-idyllisch. Wer etwa Lust hatte, sich die alte Zeit, wie sie vor hundert oder selbst vor zweihundert Jahren in einem kleinen Orte gewesen und wie damals Alles dort ausgesehn, recht lebhaft zu vergegenwärtigen, der mochte nur nach jenem Städtchen gehen. Häuser, Geräthschaften, Lebensweise, Alles sprach noch von längst vergangenen Tagen. Der Schullehrer ließ dort noch nach alter Weise buchstabiren, der Schneider arbeitete ohne Nähmaschine, manch altes Mütterchen hatte noch ihr Feuerzeug mit Zunder und Schwefelfaden und der Herr Pfarrer war noch kein Erbschleicher, der bei dem Worte „Lasset Alles dahinten" im Stillen denkt, „Zeit ist Geld", sondern er war noch ein ehrlicher Mann und ein gutherziger jovialer Hausfreund.

Ottmar war kein Rückschrittsmann, er billigte nicht, daß in jenem Städtchen Alles so arg zurück war, er wußte, daß etwas daran war, wenn die dortige Stille ein faules dumpfes Wesen genannt wurde, und dennoch dachte er jetzt gern, beinahe mit Sehnsucht an die doch immerhin auch idyllische Ruhe jenes Ortes. Er dachte um so lieber daran, jemehr er gerade jetzt des Treibens jener Volksbeglücker überdrüssig war, unter denen er sich bewegt hatte und die, getreu dem großen Wahlspruche Zeit ist Geld, Alles, aber auch nur Alles und Jedes, was irgendwie die Zeit bewegte, zum Gegenstande ihrer Industrie machten. In frühern Jahrhun-

derten waren solche Herren freilich auch schon vorhanden, nur bei weitem nicht so zahlreich. Sie waren ehemals z. B. Teufelsbanner, während sie jetzt Wanderprediger oder Missionäre heißen; ehemals waren sie Schatzgräber oder lehrten den Stein der Weisen finden und Gold machen, während sie jetzt Vorträge über politische, sociale und ästhetische Fragen halten; ehemals waren sie Wunderdoctoren oder sie fraßen und spieen Feuer für Geld, jetzt kommen sie mit zierlichen Büchern, worin sie die Naturwissenschaften popularisirt haben. Sie tragen nicht mehr den rothen Rock und die Allongenperücke, der scheckige Hanswurst treibt seine Possen nicht mehr um ihre Bühne, aber der Charlatan ist der nämliche, er hat nur nach Zeit und Sitte die äußerliche Form gewechselt. Sei es eine patriotische Erhebung, sei es die nationale, die freiheitliche Entwickelung, sei es eine sociale, sei es eine wissenschaftliche Frage oder was sonst immer: Alles findet alsbald seine Pseudohelden und falschen Priester, die das Herrlichste zum bloßen Modeartikel stempeln und als solchen „verwerthen“. Die Gegenwart hat Unternehmer und Reisediener in all den genannten Fächern ausgebildet und diese Leute hegen, nach pfäffischem Muster, sogleich eine instinktmäßige Abneigung gegen Jeden, der es redlich mit der Sache und mit dem Volke meint.

Es war, wie wenn Ottmar's Quälgeister seine Gedanken und Wünsche erriethen, denn kaum daß er

begonnen hatte, sich der jetzt ungestörten Ruhe zu freuen, sollte diese alsbald wieder ein Ende finden.

Der Schließer erschien und ließ eine zweite Matratze, ein zweites Trinkgeschirr und einige andre Gegenstände in die Zelle tragen.

„Die Räume sind jetzt alle überfüllt“, erklärte er dem durch diese Maßregel unangenehm überraschten Ottmar, „und Sie bekommen daher einen Zellengenossen.“

Während der Untersuchung würde man Bedenken getragen haben, dies zu thun, weil damals der Gefangene streng abgeschlossen gehalten werden sollte; jetzt kam nichts mehr darauf an, wenn er mit andern Personen und selbst mit Gefangenen Gespräche führte.

„Und wen wird man mir denn bringen?“

„O, einen ganz hübschen Herrn, mit dem Sie wahrscheinlich gut bekannt sind, den Herrn Professor Fiedler.“

Das war eine niederschlagende Ankündigung, aber der Gefangene mußte sich die Gesellschaft gefallen lassen. Wenig Minuten später brachte man in der That den Herrn Professor, der es keineswegs so unangenehm wie Ottmar empfand, die enge Zelle mit einem andern Insassen theilen zu müssen.

8.

Nachricht von der Freundin.

Dem Herrn Professor Fiedler war zur Last gelegt worden, den aus der Arbeiterbewegung entstandenen Tumult anstiften geholfen zu haben und man hatte ihm, nebst etlichen andern Angeklagten von geringerer Bedeutung, bereits vor einiger Zeit das Urtheil verkündigt, während Ottmar dem seinigen noch entgegensah. Sei es, daß man ihm nicht besonders übelwollte, sei es, daß er sich während der Untersuchung ungewöhnlich vorsichtig und schlau benommen hatte, genug, der Herr Professor war nur zu einer unbedeutenden Gefängnißstrafe verurtheilt worden, von der jetzt schon ein großer Theil verbüßt war.

„Meine Professur ist mir freilich genommen", sagte er, nachdem er sich so bequem eingerichtet, als es die Umstände sowie ein Vergessen aller Rücksicht auf den Mitgefangenen möglich machten, während er eine Flasche Wein entkorkte; „aber dieser Verlust macht mir wenig Kummer, im Gegentheil, er ist mir willkommen, denn

ich stehe nun völlig frei da, bin ganz unabhängig und werde daher um so entschiedener wirken können."

Er hielt sich für unabhängiger, weil er seinen bisherigen Gehalt verloren hatte und gegenwärtig von dem Gelde zehrte, das seine Anhänger groschenweise für ihn sammelten, damit er sich im Gefängnisse nichts abgehen lassen möchte. Und er ließ sich allem Anschein nach in der That nichts abgehen.

Es kann Ihnen lieb sein, daß man Sie nicht freigesprochen hat", bemerkte Ottmar, „denn die Verurtheilung mußte ja den Verdacht vollends entkräften, den manche Leute auf Sie zu wälzen gesucht hatten, ich meine den Verdacht, daß Sie im Solde der Reaction ständen."

„Verehrter Freund", antwortete der Herr Professor, „diesen albernen Verdacht hab' ich stets verachtet; deshalb sind Sie aber dennoch im Irrthum, wenn Sie glauben, ich würde frei ausgegangen sein, wenn der Verdacht einen Grund gehabt hätte. Die Reaction, die jetzt einmal noch am Ruder ist, würde mich nicht geschont haben, wie viel ich ihr auch gedient haben möchte, es sei denn daß sie mich noch ferner für brauchbar erachtet hätte. Sie werden freilich schlechter wegkommen, Herr Ottmar", fügte er hinzu, während er sein gefülltes Weinglas mit großer Seelenruhe und Behagen gegen das Licht hielt, „weit schlechter als ich, und das thut mir leid, recht von Herzen leid. Sie waren mein Gegner,

das ist wahr, aber im Wesentlichen vertraten wir ja doch die nämlichen Grundsätze, nämlich die der Freiheit und des Fortschritts. Ihr Schicksal thut mir besonders auch der guten Sache wegen leid. Welcher Triumph für unsre Widersacher, für diese hämischen Reactionäre, sagen zu können, daß die Demokraten Geld gestohlen haben!"

Ottmar fuhr empor und der Herr Professor schreckte zusammen vor dem zornglühenden Gesichte des Architekten.

„Lieber Himmel!" sagte er, „Sie thun ja, als wäre meine Bemerkung gegen Sie persönlich gerichtet gewesen. Wär' es denn möglich, daß Sie mir so etwas auch nur zutrauen könnten! Aber es leidet doch, nach Allem was ich gehört habe, keinen Zweifel, daß das Geld von den Leuten, die mit Ihnen in jenes Haus gegangen waren —"

„Sie sind im Irrthum, Herr Professor!" unterbrach ihn Ottmar in äußerst gereiztem Tone, denn die Miene seines Mitgefangenen zeigte einen gewissen Ausdruck, der sagen zu wollen schien: „Leugne nur, du weißt doch um den Diebstahl und wirst schon deinen Antheil von der Beute bekommen haben."

Ottmar unterdrückte jede weitere Aeußerung seines Unwillens. Was konnt' es frommen, diesen Mann des Bessern zu belehren und was lag schließlich viel daran, ob der Herr Professor Fiedler gut oder schlecht von ihm dachte! Der bloße Versuch, sich gegen einen solchen

Verdacht hier zu vertheidigen, hatte eigentlich schon etwas Unwürdiges. Der Herr Professor betrug sich unartig, das war Alles. Nimmt man sich aber Unarten und Beleidigungen, die sich Andre gegen uns erlauben, zu Herzen, so erniedrigt man sich selber zum Werkzeuge der Unart, Laune oder Bosheit dieser Andern und büßt freiwillig für das, was Andre sündigten.

Der Herr Professor kam übrigens bald auf andre Gegenstände zu sprechen. So auch auf seine Frau, gegen die er sich noch im höchsten Grade ergrimmt zeigte, vielleicht um so ergrimmter, weil buchstäblich eingetroffen war, was die Unglückliche prophezeit hatte, nämlich seine Absetzung und für sie selbst natürlich der Verlust einer künftigen Pension.

„Sie ist bestraft", sagte er, „aber sie soll es noch mehr werden. Ich bin fest entschlossen, mich scheiden zu lassen und werde diesen Entschluß demnächst ausführen."

Ottmar erinnerte sich wohl, daß die Frau Professorin sich in seinem Beisein ungehörig, vorschnell und rücksichtslos benommen hatte; er sprach aber jetzt einige begütigende Worte und fragte, als sei er ganz unwissend, wodurch sich die arme Frau denn eigentlich vergangen habe?

„Wie können Sie fragen!" rief der Herr Professor. „Sie waren ja selber einmal Zeuge ihres unverantwortlichen Benehmens, und ebenso, ja oft noch schlimmer,

trieb sie es alle Tage. Jetzt hat sie mir sagen lassen, sie fühle sich sehr leidend — aber das ist Verstellung, nichts als abscheuliche Verstellung! Müssen Sie nicht einräumen, daß es empörend ist, wenn die Frau eines Mannes wie ich, eines Vorkämpfers für Freiheit und Fortschritt, sich ganz ungescheut zu reactionären Grundsätzen bekennt? Aber es soll allen ihr Recht werden, ihr und ihren Götzen, den Rückschrittsleuten. In vierzehn Tagen geht meine Haft zu Ende, denn man hat mir die Zeit der Untersuchungshaft mit angerechnet, wie Sie wissen werden. Dann will ich Abrechnung halten da draußen! Sie waren mein Gegner, Herr Ottmar; aber das kann mich nicht hindern, auch für Sie zu sprechen. Und ich werde mit beredten, mit feurigen Worten für Sie sprechen —"

„Herr Professor", fiel ihm Ottmar ins Wort, „das wünsch' ich wahrlich nicht. Ich danke Ihnen sehr für die gute Absicht, aber ich bitte dringend, sprechen Sie nicht für mich, schweigen Sie am liebsten ganz und gar von mir."

Der Herr Professor, der seiner Flasche jetzt schon auf den Grund gekommen war, hörte kein Wort von der Bemerkung Ottmar's, ja er hatte offenbar die Unterbrechung nicht einmal bemerkt. Er war plötzlich in die Rede hineingerathen, die er schon vorbereitet hatte, um sie am ersten Abend nach seiner Freilassung bei Gelegenheit des Fackelständchens zu halten, welches

ihm dann, daran war kein Zweifel, gebracht werden mußte. Und das war eine lange Rede, reich an fulminanten Ausdrücken, eine unerhörte Rede, von der vielleicht eine ganz neue Aera in der Welt datiren konnte.

Ottmar seufzte tief über die kostbare Gesellschaft, die man ihm in seinem Kerker gegeben hatte, und diesmal fand der Seufzer wenigstens für den Augenblick Erhörung. Die Thür wurde geöffnet und der Schließer, der eintrat, theilte Ottmar mit, Herr Professor Süter sei da und wünsche ihn zu sprechen. Man habe erlaubt, weil der Gefangene nicht mehr allein in seiner Zelle sei, die Zusammenkunft auf dem Vorsaale stattfinden zu lassen, wo Ottmar zugleich seinen Spaziergang halten könnte.

Ottmar hatte grundsätzlich niemand um einen Besuch in diesen Räumen gebeten, sich aber gleichwohl gewundert, daß sein alter Gönner niemals, wie es schien, an ihn gedacht hatte. Er vernahm jetzt die Mittheilung des Schließers mit Vergnügen und folgte ihm hinaus. Der gelehrte Mitgefangene blieb inzwischen sich selbst überlassen und wurde natürlich eingeschlossen.

Professor Süter erklärte seine bisherige scheinbare Theilnahmlosigkeit und insbesondre das Unterlassen eines Besuchs aus dem Umstande, daß während der Untersuchung ein Besuch überhaupt nicht gestattet worden sei.

„Schreiben“, sagte er, „mocht' ich nicht, lieber

Richard, denn unsre Briefe würden doch vom Gericht geöffnet und gelesen worden sein; dies aber hätte leicht Anlaß geben können, daß man mich in Ihren Angelegenheiten als Zeugen befragt hätte und das wollt' ich vermeiden, weil manche meiner Aussagen Ihnen vielleicht nicht nützlich gewesen sein würde. Durch meinen Eid gezwungen hätt' ich z. B. vielleicht angeben müssen, daß Sie mich bei Gelegenheit jenes Festmahls ausdrücklich ersucht hatten, Sie bei der Familie Arndt einzuführen —"

„Haben Sie dort von mir gesprochen?" unterbrach Ottmar seinen gewissenhaften alten Freund.

„Ich war im Begriff, es zu thun, Richard, als ich die Nachricht erhielt, daß Sie in dem Hause, wo ich Sie empfehlen wollte, verhaftet worden waren. Ich brauche nicht zu sagen, wie sehr ich erschrak."

„Ja ja, Sie würden in eine gewaltige Verlegenheit gekommen sein! Indeß, hätten Sie nicht dennoch nachher von mir dort sprechen können? daß Sie mich genau kennen, daß Sie mein Vormund gewesen sind, weiß man ja doch, und Sie konnten also —"

Ottmar mußte hier seine Rede abbrechen, denn die Stimme des in der Zelle eingeschlossenen Professors Fiedler, die man bisher schon laut genug vernommen hatte, dröhnte jetzt donnergleich. Er repetirte abermals seine Rede und jedes Wort war deutlich vernehmbar. Gerade jetzt kam ein Passus, worin über den Professor

Süter der Stab gebrochen und selbiger der Verachtung der ganzen weiten Welt preisgegeben wurde.

Herr Professor Süter war eine sehr sanfte Natur, nicht leicht zum Zorn zu reizen; aber er war im höchsten Grade eitel, namentlich in Betreff seiner öffentlichen Thätigkeit und seiner seltnen Rednergabe, die er hier angegriffen und herabgesetzt hörte. Das konnt' er nicht ertragen. Er vergaß sich so weit, auch seine Stimme zu erheben und zwar lauter als er es sonst zu thun pflegte, um dem ungesehenen aber wohlbekannten Gegner zu antworten, wie sich's gebührte.

Keiner der beiden Stimmen würde es gelungen sein, die andre zu besiegen und zum Schweigen zu bringen; aber der anwesende Schließer legte sich ins Mittel, beschwichtigte kraft seines Amtes zuerst den Professor Süter und dann auch den Professor Fiedler, der hinterdrein zwar noch fortsprach, aber für den Augenblick doch mit etwas weniger erhobener Stimme.

„Es wird besser sein, meine Herren", sagte der Schließer dann zu Ottmar und Süter, „wenn Sie Ihre Unterredung in meiner Stube fortsetzen, da Sie hier so sehr gestört sind, denn der Herr Professor da drin wird doch bald wieder so laut wie vorher werden. Er hat uns schon unendliche Noth gemacht. Zuerst saß er im untersten Stockwerk ganz allein in einer Zelle und da hielt er den vier Wänden bald bei Tage bald bei Nacht seine Reden, daß das Haus beinahe zitterte

und die Menschen auf der Straße stehn blieben. Ermahnungen fruchteten nichts, und da wir glaubten, die Langeweile der Einsamkeit sei die Ursache des Excesses, so brachten wir den Herrn Professor in ein großes Gemach, wo er stets ungefähr ein Dutzend Gesellschafter hatte, freilich lauter ungebildete Leute. Aber das verschlug ihm nichts; er war offenbar entzückt, statt der Wände wirkliche Zuhörer gefunden zu haben. Bei Tage ließen sich diese nun auch die Vorträge recht gern gefallen; der Herr Professor hielt aber auch öfters mitten in der Nacht, wo die Leute gern schlafen wollten, einen Vortrag; nun kamen jeden Morgen Beschwerden über die Störung und in vergangener Nacht haben die ergrimmten Mitgefangenen den Herrn Professor derb durchgeprügelt; heute früh hat er sich seinerseits darüber beschwert und ausdrücklich zu Protokoll gegeben, daß die Reaction ihn sogar meuchlerisch bis ins Gefängniß verfolge, wo er als Märtyrer der Freiheit schmachte, und daß seine perfiden Feinde selbst im Kerker Leute gedungen haben, um ihn gröblich und thätlich zu insultiren und vielleicht zu ermorden. Wir meinten nun, da er weder ganz allein noch in zahlreicher Gesellschaft Ruhe halte, werde es gut sein, ihn zu einem einzigen und zwar einem gebildeten Gefangenen zu bringen, weil er sich da vielleicht mit ruhigen Gesprächen begnügen werde. Sie waren im Augenblick der einzige hier, Herr Ottmar —"

„Und folglich konnte mir das Glück nicht entgehn!“

Der Schließer ließ die Beiden allein in seiner Stube und hier vernahm man des Professors Fiedler Stimme nur wie das Rollen eines fernen Gewitters. Blos dann und wann war ein besonders energisches „Mitbürger!“ oder „Mitkämpfer und Leidensgefährten!“ deutlich vernehmbar.

Bei einer Menge kleiner und großer Schwächen war Professor Süter doch ein wirklich theilnehmender und warmherziger Mann, hatte namentlich seinen jungen Freund Ottmar aufrichtig lieb, obwohl ihre beiderseitigen Ansichten großentheils himmelweit auseinandergingen, und zeigte sich bereit, Alles für ihn zu thun, was unter den Umständen nur möglich war. Sein Wort galt auch in gewissen Kreisen wirklich etwas, weil man ihn, obwohl nicht ganz mit Recht, zu den „Frommen“ zählte.

„Beim Hofrath und namentlich bei der Frau Hofräthin“, sagte er, „hab' ich in Bezug auf Sie viel Bitteres hören müssen, so oft ich Sie in Schutz zu nehmen und zu vertheidigen suchte. Die Vertheidigung ist da freilich auch recht schwer gemacht. Die offenkundigen Thatsachen scheinen gegen Sie zu sprechen und man findet Alles nur allzu erklärlich, wenn man Ihren Umgang mit revolutionären Leuten und namentlich Ihre Unkirchlichkeit in Erwägung zieht.“

„Ganz natürlich!“ sagte Ottmar. „Sie haben also doch dort von mir gesprochen.“

„Mehrmals, und da zeigt sich nun ein auffälliger Unterschied zwischen den Eltern und den Kindern. Die letztern zeigen sich weit milder, beinahe wohlwollend gegen Sie gesinnt. Von Karl Arndt hab' ich wenigstens keine einzige harte Aeußerung über Sie gehört, Richard; und Elisabeth, mit der ich öfters ohne Zeugen über Ihre traurige Angelegenheit gesprochen habe, hat dabei sogar geweint und das innigste Mitgefühl blicken lassen.“

„Professor“, fragte hier Ottmar seinen bejahrten Freund, „haben Sie wohl von dem Gerüchte etwas gehört, daß sich der Kaufmann Harder um Elisabeth's Hand bewerbe und von der Frau Hofräthin dabei begünstigt werde?“

„Ich weiß davon nichts“, antwortete Süter. „Man hat es allerdings auffällig gefunden, daß Harder, obwohl er allgemein für unkirchlich und irreligiös gilt, doch in des Hofraths Hause und besonders von der Frau Hofräthin gern gesehn wird. Auffällig ist desgleichen, wie Harder seinerseits am Umgange mit Personen Gefallen finden kann, deren Gesinnung seiner eigenen geradezu entgegengesetzt ist. Es ist aber unverkennbar, daß er sich für die Familie stark interessirt und daß er bei den Eltern großen Einfluß hat.“

„Nur bei den Eltern?“

„Bei den Kindern vielleicht weniger; aber er zeigt auch für Sie, für Karl wie für Elisabeth, ein großes Wohlwollen. Was gerade ihm, der seinem ganzen Wesen nach so wenig zu dieser Familie paßt, ein solches Wohlwollen einflößt, weiß ich nicht zu erklären."

„Elisabeth, sagen Sie, hat geweint, als Sie von mir mit ihr sprachen?"

„O, sie ist ein so gutes Kind! Ich äußerte neulich, daß ich im Falle Ihrer Verurtheilung, an der ja doch leider nicht zu zweifeln ist, ein Begnadigungsgesuch für Sie einreichen würde, weil Sie selbst, wie ich Sie kenne, diesen Schritt wahrscheinlich nicht thun würden. Natürlich kann Ottmar das nicht, sagte sie. — Aber es wäre doch gut, wenn er es thäte, erwiederte ich. — Nein, Professor! entgegnete sie. Bedenken Sie doch: wenn man um Begnadigung bittet, so heißt dies doch nichts anderes, als daß man Verzeihung für eine That erbittet, die man begangen hat. Ottmar aber kann eine solche Bitte nicht aussprechen, weil er eine solche That nicht begangen hat. — Mich überraschte diese mit so großer Bestimmtheit ausgesprochene Behauptung. Auch ich kann Ottmar dergleichen Handlungen nicht zutrauen, sagte ich; doch möcht' ich gern hören, woher Sie so bestimmt wissen, daß er unschuldig ist? und sie antwortete: ich bin mit Herrn Ottmar nicht bekannt, aber nach Allem, was ich von ihm gehört habe, kann ich nicht den geringsten Zweifel an seiner Unschuld haben. Sie

kennen ihn genau, Herr Professor, und an Ihnen, denk' ich, müßt' es daher sein, nicht blos seine Unschuld für wahrscheinlich zu halten, sondern ganz unerschütterlich davon überzeugt zu sein. — Ich kam dann wieder auf das Begnadigungsgesuch und sagte, ich würde darin die Bitte aussprechen, daß man Sie unter der Bedingung der Auswanderung frei lassen möge. Ich denke, daß dies in Ihrem Sinne gehandelt sein würde, Richard?"

„Ja, o ja!" antwortete Ottmar, während er im Stillen dachte: der Ocean ist doch eine geringere Schranke als eine Kerkerwand. „Und was sagte Elisabeth dazu?"

„Sie meinte, es sei doch schrecklich, auswandern zu müssen; aber sie billigte meinen Plan und versicherte, daß sie täglich für einen guten Erfolg meiner Schritte beten werde. Ich weiß schon, dazu werden Sie lächeln, Richard."

„Sie irren, Professor. Ich lege unendlichen Werth auf dies Gebet. Ich bin überzeugt, daß es keine eitle Mühe, kein fruchtloses Werk sein wird; es wird eine Erhörung finden, es wird mir zu Gute kommen, auch wenn Ihre Schritte sich als fruchtlos erweisen."

„Richard, dies Geständniß macht mir wirklich unendliche Freude! Ich sehe, daß eine glückliche Wandlung in Ihrem Innern vorgegangen ist! Wie wird sich das gute Mädchen freuen, wenn ich es ihr mittheile. Ach,

sie zeigte sich so tief bekümmert, weil sie gehört hatte, daß Sie in Ihrer traurigen Lage auch selbst des Trostes der Religion entbehrten!"

„Lieber Professor, gehen Sie nicht zu weit!" erwiederte Ottmar. „Daß ich meine Religion habe, so gut wie Sie selbst, brauch' ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Unkirchlich bin und bleib' ich aber, und ich bitte Sie dringend, Elisabeth nicht etwa zu dem Glauben zu bringen, daß ich kirchlich geworden sei. Sagen Sie ihr, daß mich die Kunde, sie bete für mich, innig gerührt hat, daß ich sehr dankbar dafür bin und den Werth ihres Gebetes völlig zu schätzen weiß. Aber merken Sie wohl, mit der Kirche hat dies ganz und gar nichts zu schaffen!"

„Man muß Geduld mit Ihnen haben, lieber Richard", sagte der Professor; „ich weiß doch, daß Sie sich noch eines Bessern besinnen werden."

Ottmar hielt seinen frommen alten Freund so lange wie möglich fest, um immer mehr von Elisabeth sprechen zu hören, und als Professor Süter endlich schied, mußte er versprechen, den Besuch sehr bald zu wiederholen.

9.

Herr Professor Fiedler als Märtyrer.

Während der folgenden Tage hatte Ottmar nicht wenig zu leiden durch die Gesellschaft des Herrn Professors Fiedler, der nie aufhören konnte, die Rolle des berühmten Agitators zu spielen. Fortwährend weidete er sich an phantastischen Vorstellungen, an wachen Träumen und schilderte, wie die Leute draußen, Feind und Freund, von ihm dachten und sprachen. Die Augen von ganz Europa waren natürlich jetzt auf dieses Gefängniß gerichtet. Er weidete sich an dem vermeintlichen Aerger der Rückschrittsmänner, die ihn zu vernichten gewähnt hatten und ihn nun doch bald wieder in neuer ungeschwächter Thätigkeit sehen sollten. Nicht minder weidete er sich an der vermeintlichen Theilnahme seiner Anhänger, an ihrer Begeisterung für ihn und an dem glänzenden Empfange, den sie ihm demnächst bereiten würden. Einmal, als er des Nachts nicht einschlafen konnte, ging er so weit, die Reactionäre, die mit

Höllenangst seiner künftigen Thaten gewärtig waren, auf seinen Tod sinnen zu lassen; sie wollten ihn vergiften, bevor er noch aus dem Kerker entlassen wurde; aber seine Getreuen waren hinter den ruchlosen Plan gekommen und entschlossen, ihn zu vereiteln. Sie hatten die Bevölkerung davon in Kenntniß gesetzt und selbige angestachelt, den gefährdeten theuren Vorkämpfer für Freiheit und Recht zu retten. Das Volk — so wollte es des Herrn Professors wacher Traum — rückte denn auch während der Nacht in Masse an, um das Gefängniß zu stürmen, und der Gefangene hielt aus seinem vergitterten Fenster hoch oben eine donnernde Anrede an die Stürmenden. Diese Rede, die er indeß nicht wirklich durchs Gitter, sondern gegen die Wand der Zelle hielt, weckte Ottmar auf sehr unangenehme Weise aus dem Schlafe.

Der Herr Professor war bezüglich seiner Redewuth unverbesserlich. Nur die eigene Erschöpfung konnte ihn zum Schweigen bringen, wenn er einmal im Zuge war und das Reden erschöpfte ihn nicht leicht. Diesmal geschah es indeß dennoch, er warf sich endlich auf sein Lager und schlief bis an den hellen Morgen.

Ottmar schlief zwar nicht wieder ein, aber konnte nun wenigstens einige Stunden ungestört wachen und seinen Gedanken nachhängen.

So ein Unglücklicher, dachte er, vermag sich alles Ernstes einzubilden, er wirke und leide für das Wohl

seiner Mitmenschen, während er sie im Grunde nur plagt oder langweilt oder höchstens einmal gegen seinen eigenen Willen belustigt. Dieser Mann ist von Haus aus kein Dummkopf, im Gegentheil, er ist nicht ohne Begabung; aber die maßlose Eitelkeit, die Sucht, immer bemerkt und genannt zu werden, hat ihn ganz verkehrt gemacht, so daß er oft wie ein Wahnsinniger erscheint. Wie mancher könnte so zu sagen Flügel haben und frei und kühn über alles Niedrige und Schlechte dahin schweben, wenn er sich nur zu entschließen vermöchte, der kleinen Schlange Eitelkeit den Kopf zu zertreten. Aber dazu ist er zu feig und zu träge; er verzichtet lieber auf die Flügel und hätschelt die ekelhafte Schlange am Boden. Indeß sollt' ich diesem Manne und Seinesgleichen eigentlich dankbar sein. Sie haben, wenn auch ohne es zu wollen, mich gelehrt, den großen Humbug der Zeit für das anzusehen, was er ist. Wie viel besser ist's doch, anstatt mit ihnen zu gehen, sich an eine oder einige ausgewählte Menschenseelen anzuschließen und stets nur dem Nächsten zu helfen d. h. jedesmal und überall zu helfen, wo sich die Gelegenheit bietet. Mir graut vor der Concurrenz mit diesen Allerweltsbeglückern des Tages, deren jeder berufen ist, der Menschheit ein neues Evangelium zu verkünden, die Blinden sehend zu machen, die Menschen fortzubilden, Gott mag wissen bis wohin eigentlich, diesen zahllosen Tagespropheten, die wie Pilze über Nacht aufschießen und die, kaum

erblickt, wieder verschwunden sind, um immer andern Platz zu machen.

Im Laufe des Vormittags wurde der Herr Professor hinausgerufen und als er wieder in der Zelle erschien, zeigte er sich sehr niedergeschlagen. Man hatte ihm soeben die Kunde gebracht, daß der Zustand seiner Gattin einen sehr bedenklichen Charakter angenommen habe und ihr Leben in höchster Gefahr schwebe.

Ottmar wunderte sich, indem er an die frühern Aeußerungen des Professors dachte, diesen jetzt so traurig bei dem Gedanken zu finden, daß er seine Frau verlieren könne. Hatte er doch kurz vorher noch alles Ernstes von der Scheidung gesprochen.

„Sie thaten Ihrer Frau Gemahlin also doch Unrecht", sagte er zum Professor, „als sie meinten, die Krankheit sei nur Verstellung."

„Ich sollte meiner Frau so etwas nachgesagt haben? Mein Herr, es scheint, daß Sie recht seltsam geträumt haben; aber ich muß Sie bitten, meine Gefühle nicht durch derartige Insinuationen zu verletzen!"

Aha! dachte Ottmar; die arme Frau muß wirklich in den letzten Zügen liegen, da sie urplötzlich für würdig befunden wird, von ihrem Mann geliebt zu werden. Aber ich habe ja auch in andern Verhältnissen Aehnliches genug von diesen Herren gesehn. Wenn da irgend ein armer Teufel, den sie kaum beachteten, so lang' er lebte, den sie vielleicht nur verspotteten, wofern sie ihn

überhaupt bemerkten, wenn ein solcher stirbt, dann sind sie oft rasch bereit, ihn zum Märtyrer und Heiligen zu machen, vorausgesetzt, daß sie sich selber dadurch bemerklich machen können; wie viele während seines Lebens merkwürdigerweise latent gebliebene Tugenden des Mannes macht dann sein Tod auf einmal frei, wie viel Großes und Schönes entdecken sie dann plötzlich an dem Verstorbenen, welche Reden widmen sie ihm und wie schelten sie die schnöde Welt, die ihn im Leben verkannte, ihn sogar darben und hungern ließ!

Im Laufe dieses Tages hielt der Herr Professor keine einzige überlaute und stürmische Rede mehr, er sprach nur mit etwas gedämpfter Stimme. Es war ihm vom Gericht mitgetheilt worden, daß seine Frau gebeten hatte, ihn zu ihr bringen zu lassen, sobald es mit ihr zu Ende gehe, damit sie in seinen Armen sterben könne; und nun labte er sich fort und fort an dem Gedanken, daß das Gericht diese Erlaubniß versagen werde, denn eine solche Weigerung, den letzten Wunsch einer Sterbenden zu erfüllen, mußte ja reichen Stoff bieten, erstens seine Feinde anzugreifen und zweitens sich selber als einen in unerhörter Weise gequälten Märtyrer darzustellen.

In dieser Hoffnung sollte er jedoch getäuscht werden. Denn am folgenden Tage erschien ein Beamter des Gerichts in der Zelle, der ihm eröffnete, die Frau Professorin gehe sichtlich ihrer Auflösung ent-

gegen und es solle ihm gestattet sein, sich zu ihr zu verfügen.

„Da Ihre Haft nur noch etliche Tage dauern wird, Herr Professor“, fügte der Beamte hinzu, „so werden wir Ihnen auf diesem Gange keine Begleitung mitgeben und erwarten nur, daß Sie sich nach dem abgestatteten Besuche am Krankenlager direkt wieder hierherbegeben.“

Ottmar, der übrigens ganz und gar keine Ursache hatte, auf die Beamten dieses Gerichts gut zu sprechen zu sein, fand deren Benehmen in diesem Falle doch anständig genug und erwartete, den Herrn Professor ein Wort dankbarer Anerkennung sprechen zu hören. Ein solches erfolgte keineswegs.

„Allein soll ich gehn?“ erwiederte er. „Nicht doch, es wird besser für mich sein, Sie geben mir einen Gerichtsdiener mit, der sich an der Hausthür oder meinetwegen an der Thür des Krankenzimmers postiren kann, bis ich den Besuch beendigt habe. Ginge ich allein, so müßt' ich befürchten, daß mir hinterdrein der oder jener Exceß zur Last gelegt würde, den ich unterwegs begangen haben sollte.“

Der geheime Grund, weshalb er nicht allein gehen wollte, war ein anderer. Er fürchtete, in den sehr verkehrsreichen Straßen, durch die er zu gehen hatte, entweder gar nicht oder doch nicht in erwünschter Weise bemerkt zu werden, wenn er ohne auffällige Begleitung

ging. Schritt aber ein Gerichtsdiener an seiner Seite, dann fiel er allen Menschen auf, dann hieß es: „Wer ist das? Ei, der berühmte Professor Fiedler! unser theurer Volksmann!“ und er konnte dem oder jenem Bekannten oder nöthigenfalls Unbekannten mit schluchzender Stimme, so daß es zugleich Viele hörten, etwa zurufen: „Ich gehe zu meinem armen sterbenden Weibe!“ — Das war dann ein Schauspiel! Das wurde in den freisinnigen Localblättern wie in der großen freisinnigen Zeitung erwähnt; es wurde dann etwa geschrieben: „Man hat unserm wackern Professor Fiedler selbst ans Sterbebett seiner Frau einen Schergen mitgegeben; schändlich, infam!“ Und dann berichtigte wahrscheinlich die angegriffene Behörde, und die Berichtigung wurde wiederum kritisirt, und das war Alles sehr gut, denn der Name des Herrn Professors Fiedler mußte bei der Gelegenheit Gott weiß wie oft genannt werden.

Das Gericht erfüllte gern den Wunsch und gab dem Professor einen seiner Diener mit, aber dieser Mann war in Civilkleidung, trug schlechterdings kein Abzeichen, sah gar nicht wie ein Gerichtsdiener aus und hatte überdies den schlechten Geschmack, nicht dicht an der Seite des Gefangenen, sondern stets etliche Schritte hinter ihm gehen zu wollen, als gehörte er gar nicht zu ihm. Dies und der Umstand, daß er unterwegs gar keine Gelegenheit zum Reden fand und auch nicht einem

einzigen Bekannten begegnete, schmerzte den Herrn Professor nicht wenig.

Zwei Stunden nachdem er gegangen, wurde er schon wieder zu Ottmar in die Zelle gebracht.

„Richten Sie keine Frage an mich, lieber Freund!“ sagte er in dumpfem Tone und mit einer tragischen abwehrenden Armbewegung. „Alles vorüber — sie ist heimgegangen!“ Nach diesen Worten warf er sich auf sein Lager, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und schluchzte, wie wenn er ersticken wollte.

Nach einiger Zeit richtete er sich langsam empor und begann zu sprechen, anfangs in mattem Tone, als wär' er ganz und gar gebrochen. Aber mit jedem Satze nahm die Kraft seiner Stimme zu und gewann bald wieder die volle Energie, die ihr eigen zu sein pflegte.

„Die Reaction hat dies edle Opfer getödtet“, sagte er, ganz vergessend, daß er seine Frau selbst zur reactionären Partei gezählt hatte; „aber die so unschuldig Hingemordete soll gerächt werden und die Mörder sollen zittern. O! noch aus jedes Märtyrers Blute ist eine reiche Saat aufgegangen, und ich werde sprechen und abermals sprechen, bis sich die Steine erweichen!“

So fuhr er eine geraume Zeit fort und Ottmar merkte bald, daß er da den Entwurf einer Rede hörte, die am Tage des Begräbnisses in dem Blatte erscheinen sollte, dessen Spalten dem Herrn Professor allezeit bezüglich seiner schriftstellerischen Nothdurft in allen

öffentlichen Dingen, Tagesfragen und Herzensangelegenheiten zur Verfügung standen.

„Ich bat den Vorstand des Gerichts", sagte der Professor dann, „um Erlaubniß, der Bestattung beizuwohnen, die übermorgen stattfinden wird, und was meinen Sie? abgeschlagen, rund und entschieden abgeschlagen hat mir's der herzlose Barbar. Ist das nicht unerhört? dem geliebten Weibe, der treuen Lebensgefährtin nicht einmal die letzte Ehre erweisen zu dürfen! Ist das nicht empörend und himmelschreiend?"

Ottmar wußte wohl, daß diese letzten Worte, „ist das nicht empörend und himmelschreiend", in des Herrn Professors Herzen eigentlich so viel bedeuteten wie: Ist das nicht erwünscht und köstlich? denn diese „barbarische Härte" des Gerichts gab ihm ja wieder Gelegenheit, Lärm zu schlagen und seine Märtyrerkrone frisch aufzupoliren.

„Was konnte Sie nur neulich veranlassen, Herr Professor", sagte Ottmar, den das affectirt pathetische Predigen langweilte, „zu erklären, daß Sie sich von Ihrer Frau Gemahlin scheiden lassen wollten?"

„Ich — ich mich scheiden lassen!" rief er. „Herr, verschonen Sie mich mit solch unverzeihlichem Scherze! Sie verletzen damit meine heiligsten Gefühle. Ach! mit meinem Herzblute möcht' ich den Engel zurückkaufen. Sie war so sanft, so seelengut, und wir liebten einander so innig. Und mir, dem armen Verlassenen, verweigern

sie es, die irdische Hülle der Verklärten zur letzten Ruhestätte begleiten zu dürfen. Aber dafür wird die Masse sie begleiten — ich seh' es voraus — Tausende und aber Tausende werden dem Sarge folgen und den Mördern fluchen! Das Volk wird eine Demonstration machen, daß die feigen Herzen unserer Feinde erbeben sollen!"

Er durfte also der Bestattung nicht beiwohnen, aber wenig Tage nach dieser kam der Tag seiner Entlassung und Ottmar wurde ihn los.

Zum Glück konnten die Reden, die der Herr Professor ohne Zweifel in der Stadt unten hielt, keinen Wiederhall in der stillen Zelle des Gefangenen finden. Die Beerdigung der Frau Professorin war übrigens ganz ruhig von Statten gegangen. Auch verlautete nichts von einem feierlichen Empfange des Herrn Professors, nichts von einem dargebrachten Fackelständchen u. dergl.; wohl aber las Ottmar gleich nachher in einer auswärtigen Zeitung, die zu halten ihm jetzt gestattet war, daß alle Empfangsfeierlichkeiten u. s. w. unterblieben seien, weil der Herr Professor Fiedler selbst, in allbekannter Bescheidenheit, sich alle derartigen Demonstrationen ausdrücklich verbeten habe; und der Leser war keinen Augenblick in Zweifel, von wem diese Correspondenz ausgegangen war.

10.

Verurtheilung und Trost.

Die Entscheidung für Ottmar kam, obwohl später als für die andern Angeklagten, doch auch verhältnißmäßig schnell, nämlich nachdem er noch nicht viel länger als sechs Monate in Haft gewesen war. Sein Urtheil war gesprochen und wurde ihm eröffnet. Er war zu einer langwierigen Zuchthausstrafe verurtheilt.

Die Vertheidigung hatte mit leichter Mühe klar genug nachgewiesen, daß er an den Ruhestörungen durchaus unbetheiligt gewesen und daß er den Diebstahl nicht wohl verübt haben könne; das Gericht hingegen hatte es noch weit leichter gefunden, die Vertheidigung, soweit es überhaupt auf sie Bezug nahm, in beiderlei Hinsicht zu widerlegen. Man fragte ihn, ob er sich bei dem Erkenntniß beruhigen oder appelliren wolle. Ottmar war überzeugt, daß in seinem Falle die Berufung sich als eine ebenso leere Formalität erweisen würde, wie es die Vertheidigung gewesen war, und er verzichtete daher darauf, so wenig er sich auch im eigentlichen

Sinne des Worts bei dem erfolgten Urtheil „beruhigen“ konnte. Sein Entschluß hatte aber die natürliche Folge, daß er nur noch ein paar Tage in seinem dermaligen Gefängniß weilen sollte, um alsdann nach seinem Bestimmungsorte abgeführt zu werden.

Professor Süter hatte ihn inzwischen mehrmals besucht und war dabei, ohne es zu wissen, der Vermittler zwischen Ottmar und Elisabeth gewesen. Er bemerkte nicht, wie offenbar es für jeden andern auch gewesen sein würde, daß beide einander liebten; er sah auf Elisabeth's Seite nur Mitleid mit einem ihr übrigens unbekannten und fernstehenden Unglücklichen, und auf Ottmar's Seite nur Dankbarkeit für solche ganz unerwartet gefundene Theilnahme.

Am letzten Abend, den Ottmar in diesem Hause zuzubringen hatte, erschien Süter noch einmal, um — wer konnte wissen auf wie lange Zeit! — von seinem jungen Freunde Abschied zu nehmen. Alle anderweiten Angelegenheiten waren bereits gründlich besprochen und abgethan, und dies war Ottmar lieb, denn so konnte er den Professor diesmal um so mehr und ausschließlich von Elisabeth sprechen lassen.

„Lieber Ottmar“, sagte der an diesem Abend selbst ungewöhnlich bewegte Süter, „Sie können sich nicht vorstellen, wie tief die Nachricht von Ihrer Verurtheilung das arme Mädchen erschüttert hat. Ich komme soeben wieder von ihr und ich hatte Gelegenheit, mit ihr

allein zu sprechen. Sie können sich ja denken, daß sie die Theilnahme, die sie Ihnen schenkt, vor den Ihrigen nicht blicken lassen darf, denn dies würde ihr nur harten Tadel zuziehen. Sie weiß, daß ich Ihnen Alles wieder erzähle, was ich mit ihr über Ihr Schicksal gesprochen habe, und sie zeigte sich jedesmal erfreut, wenn ich ihr sagte, wie dankbar Sie für ihre gute Meinung und für ihre Theilnahme sind. Nun meinte sie aber heute, solche Mittheilungen wohlwollender Gesinnung durch einen Dritten möchten doch für Sie vielleicht nur halben Werth haben, auch wohl nur halben Glauben finden, während es Ihnen gerade im gegenwärtigen schweren Augenblicke vielleicht sehr tröstlich sein könnte, aus einem Hause, an welches sich so düstere Erinnerungen für Sie knüpften, ein ausdrückliches Wort der Rechtfertigung zu erhalten. Ich will ein solches für Ihren armen Freund schreiben, sagte sie, denn ich bin ja doch leider die einzige Person in unserm Hause, die dazu bereit ist."

„Schrieb sie wirklich?"

„Ja, Richard, sie schrieb dies Blättchen und bat mich, es Ihnen zu geben. Sie sehn, daß es nichts enthält, als was ich Ihnen schon oft gesagt habe."

Das Blatt, welches ihm Süter gab, enthielt nur folgende Worte: „Sie haben eine theilnehmende Freundin und wußten dies längst, obwohl es Ihnen noch nie unmittelbar gesagt wurde. Vielleicht berührt es Sie aber jetzt doch wie ein wohlthuendes Trostwort, wenn

es Ihnen ausdrücklich gesagt wird. Ich bleibe, wie bisher so fortan unerschütterlich von Ihrer Unschuld und von der Reinheit Ihres Charakters überzeugt. Ich wollte diese Versicherung nur gern aussprechen, obwohl dies eigentlich überflüssig ist. Leben Sie wohl, armer Freund, und bewahren Sie den Glauben an eine glückliche Zukunft."

Unterzeichnet waren diese Worte nicht und das war gut, denn so konnte sie der Gefangene unbedenklich aufbewahren.

„Professor, sagen Sie Elisabeth, daß ich ihr recht von Herzen danke und daß ich nun ganz zufrieden, ganz glücklich bin."

„Ich werd' es ihr sagen, Richard; aber sie wird schwerlich glauben können, daß Sie ganz glücklich sind. Armer junger Freund, Sie nennen sich ganz glücklich und sollen morgen früh einen so schrecklichen Weg antreten!"

„Ach, Professor, das weiß ich ja und bin mit dem Gedanken nun längst vertraut; sprechen aber mag' ich heute nicht mehr davon. Wir wollen lieber sogleich scheiden. Leben Sie wohl, aber nicht auf immer, auf Wiedersehn!"

Süter zögerte; es lag nicht in seiner Art, so geschwind Abschied zu nehmen, aber Ottmar ließ sich auf nichts weiter ein und so schieden sie denn. —

Die Nacht war noch nicht völlig vorüber, als man

den Gefangenen aus seiner Zelle rief, um ihn seine Reise antreten zu lassen. Alle nöthigen Vorbereitungen dazu waren schon getroffen, er brauchte nur den Wagen zu besteigen, in welchem außer ihm noch ein Gefangener und ein Beamter nebst zwei bewaffneten Begleitern Platz nehmen sollten.

In dem Mitgefangenen erkannte Ottmar zu seiner Ueberraschung den alten Bettler Wolfram.

Er erkundigte sich bei dem Beamten, wie der arme alte Mann zu dieser Reise käme, und erfuhr, er werde nach der Correctionsanstalt gebracht, weil er nach der unlängst erlittenen Gefängnißstrafe sogleich rückfällig geworden sei, d. h. das sehr enge Gebiet, auf welches er beschränkt worden, verlassen habe, um sich wie früher bettelnd im Lande umherzutreiben. Er war erst ein paar Tage in Haft und man nützte die heutige Gelegenheit, ihn nach dem Correctionshause zu bringen, welches einen Appendix der Strafanstalt bildete, wohin Ottmar transportirt wurde.

Nachdem die beiden Gefangenen und deren Begleiter Platz im Wagen genommen und dieser sich in Bewegung gesetzt hatte, durften die beiden erstern ungehindert sich mit einander unterreden, und Ottmar, den der alte Mann dauerte, ließ sich von diesem ausführlich erzählen, wie es gekommen, daß er abermals seiner Freiheit beraubt worden war. In Wahrheit niemand belästigend, allgemein gekannt und in den meisten Häusern, wo er

einsprach, sogar gern gesehn, hatte der Alte seit Menschengedenken sein harmloses Wesen getrieben und sollte nun urplötzlich als eine schädliche und unsittliche Erscheinung beseitigt werden.

„Sie verdanken ohne Zweifel Ihr Schicksal wieder dem Herrn Hofrath?“ sagte Ottmar.

„Es kann nicht anders sein“, antwortete der Alte. „Noch neulich, an dem Tage bevor ich wieder aufgegriffen wurde, kam ich draußen in Herrn Harder's Landhaus — ich weiß nicht, ob Sie den Herrn kennen? — nun, der hat mich immer sehr gut aufgenommen und ich erzählte ihm, wie mir's gegangen war und daß ich nicht mehr wie früher frei umhergehen sollte, weil ich vor langen Jahren einmal den Bruder des Herrn Hofraths gesehn und davon gesprochen hatte. Herr Harder ließ sich das recht genau erzählen und dann versprach er mir, sich für mich zu verwenden; ich sollte ihm nur sogleich Nachricht geben, wenn mir wieder Schwierigkeiten gemacht würden, denn er kenne den Herrn Hofrath und werde dafür zu sorgen wissen, daß mir der nichts mehr in den Weg legen sollte. Du lieber Gott, gleich den andern Tag wurd' ich wieder festgenommen und ich möchte wissen, wie ich nun eine Nachricht an Herrn Harder bringen oder wie mir der helfen könnte.“

„Sie sollten an ihn schreiben oder schreiben lassen, Wolfram; den Brief wird man schon besorgen.“

„Ich fürchte, man wird sich die Mühe nicht nehmen“, sagte der Bettler.

„Sie wissen ja, daß Sie viele Gönner und Freunde haben; die werden sich Ihrer erinnern.“

Der Alte schüttelte traurig mit dem Kopfe. Dann sagte er:

„Es ist doch schlimm, eingesperrt zu werden, ohne daß man ein Verbrechen begangen hat. Es ist aber auch für die Leute nicht gut, die unsereinen verfolgen. Da heißt's: ein unnützer Bettler, weg damit! und ich habe mich mein Lebtage für das Bischen Bettelbrod am Ende nützlich genug gemacht. Aber mit unsereinem ist's wie mit den Thieren, die sie Ungeziefer nennen und ausrotten. Da will mancher z. B. keinen Maulwurf leiden und bedenkt nicht, was der für ein nützliches Thier ist. Ich sagte das auch Herrn Harder und der gab mir ganz recht. Wolfram, sagte er, es gibt reiche und vornehme Leute, die der Welt lange nicht so nützlich sind wie Du. Die Bettelei gilt nun für was Schlechtes, beinahe für eine Sünde. Mag das sein; aber alle übeln Neigungen und alle Sünden stecken eigentlich gleichmäßig in allen Menschen, alle sind ihrer fähig und überlassen sich ihnen auch gelegentlich. Die sogenannten anständigen Leute mögen das nur nicht einräumen, sie geben sich gern den Anschein, als wären sie sündenfrei, und um das glaublich zu machen, sehen sie es gern, daß einige Einzelne in die Lage kommen, sich ganz besonders als Sünder aus-

zuzeichnen; auf die kann man dann mit Fingern zeigen, sie müssen gleichsam als Sühnböcke dienen für das, was im Grunde alle andern doch auch thun, wenn auch nur im Stillen und ohne Aufsehn damit zu erregen. Solch ein Sühnbock zu sein, ist im Grunde ein großes Verdienst um die menschliche Gesellschaft, und Du bist hier für die ganze Gegend ein Sündenbock für's Betteln, Wolfram, sagte Herr Harder. Du treibst es ordentlich, augenfällig und nimmst damit allen Tadel und alle Schmach auf Dich allein, so daß die andern Leute frei ausgehen und dennoch in ihrer feinen und bemäntelten Weise ungestört betteln können nach Herzenslust."

„Ich beklage doppelt, Wolfram, Sie der Freiheit beraubt zu sehen, weil Sie nun nicht mehr mit diesem Herrn Harder zusammenkommen können, der Sie, wie es scheint, auf Ihre alten Tage noch zu einem eigenthümlichen Philosophen gemacht haben würde."

„Herr Ottmar", sagte der Alte, „Sie sollten darüber nicht spotten. Ich habe lange über das nachgedacht, was mir Herr Harder sagte, und es ist was dran, Sie können mir's glauben. Wenn Du einmal weg wärst, Wolfram, sagte er, und es fände sich kein anderer, der Deine Stelle einnähme, so würde das ein großer Schade für die ganze Gegend sein. Der Bettler wäre weg, ja; aber die Bettelei? Ei, die ist nicht aus der Menschenwelt zu treiben, und auf einmal würde es klar werden, wie alle andern sich doch

selber damit befassen, wenn der Sündenbock weg wäre."

„Wie lange wird man Sie wohl eingesperrt halten, Wolfram?" fragte Ottmar.

„Bis man mich als gebessert entlassen kann!" antwortete der alte Mann mit einem bittern Lächeln. Aber die Frage hatte ihn offenbar sehr niedergeschlagen gemacht. Er war bis auf Weiteres, auf unbestimmte Zeit, dem Correctionshause überwiesen, und ohne daß er es sich selbst gestehen mochte, schien er doch zu fühlen, daß dies für ihn gleichbedeutend mit lebenslänglich war. Er dachte mit Grauen zurück an die vierzehntägige Haft, die er, ausgeschlossen von freier Luft und Sonnenschein, zu bestehen gehabt hatte, und jetzt hatte er keine andre Aussicht vor sich, als die in das eigene offene Grab. An sein Ende hatte er wohl schon oft genug und mit großer Ruhe gedacht, aber er wollte gern in seiner lieben gewohnten Freiheit sterben.

Nach einigen Stunden war das Ziel der unfreiwilligen Reisenden erreicht. Der Wagen hielt vor dem Thore des Hauses, das sie aufnehmen sollte.

Der Alte war während der Fahrt immer stiller geworden. Als er jetzt aus dem Wagen gestiegen war und in den Eingang des Hauses trat, war sein Gang wankend geworden und seine sonst stattliche Gestalt gebeugt. Die Luft, die den an stete Bewegung im Freien Gewöhnten in diesem Hause anwehte, schien ihn sogleich

wie ein Pesthauch berührt zu haben. Er erschien wie betäubt, wie stumpfsinnig, und hatte nicht einmal einen Abschiedsblick für seinen Reisegefährten übrig, als ob er diesen schon vergessen hätte. Willenlos wankte er in der Richtung hin, nach der ihn ein Aufseher wies oder vielmehr stieß.

11.

Lebendig begraben.

Kein Gedanke kann einen Gefangenen beständiger und vorherrschender beschäftigen, als der an seine Befreiung. Selbst der zu lebenslänglichem Kerker Verurtheilte glaubt nicht daran, daß sich dies Urtheil erfüllen werde, sondern hat stets ein wenn auch ferngerücktes Ende und Ziel seiner Haft vor Augen. Je lebhafter ihn aber dieser Gedanke beschäftigt, um so gleichgiltiger wird ihm seine gegenwärtige thatsächliche Lage und es liegt ihm dann wenig an etwaigen Erleichterungen derselben, die ihm zu Theil werden: gilt ihm doch Alles nur für einen vorübergehenden interimistischen Zustand, der früher oder später — hoffentlich aber recht bald — ein Ende haben wird.

So dachte, so hoffte auch Ottmar. Er war hier, sowohl was den einen Grund seiner Gefangenschaft — nämlich die angebliche Betheiligung an einem Aufruhr — als auch was seine bisherige gesellschaftliche Stellung betraf, in diesem Augenblicke der einzige Gefangene

seiner Art und daher kam es vielleicht, daß er sich etwas besser behandelt sah, als es unter andern Umständen der Fall gewesen sein würde. Man betrachtete ihn übrigens hier, wie es schien, gar nicht als sogenannten politischen Gefangenen und er hatte daher die in einem solchen Hause üblichen Quälereien und Hudeleien nur in gewöhnlichem, nicht in gesteigertem Maße zu ertragen, wie in neuerer Zeit da und dort so viele andere, die das Verbrechen begangen hatten, nicht blos als eifrige Patrioten denken und fühlen, sondern auch sprechen und handeln zu wollen. Möglich auch, daß es dem Director des Hauses, der gern für einen gebildeten und humanen Mann gelten wollte, vor dem Schicksale einiger andern graute, die für ihre in ähnlicher Stellung verübten Nichtswürdigkeiten sich von allen rechtlichen Menschen verachtet sahen und, wenn auch vielleicht mit einem Titel oder mit einem Bändchen im Knopfloch versehen, doch zugleich ein unauslöschliches Brandmal auf der Stirn trugen. Jedenfalls war es indeß ein großer Vortheil für die äußerliche Lage des Gefangenen, daß man ihn nicht als „politischen Verbrecher", sondern wesentlich nur als Dieb und zwar als gebildeten Dieb betrachtete.

Nachdem daher die, auch selbst für diese bevorzugte Klasse unvermeidlichen und meist sehr kindischen Scheerereien der ersten Tage überstanden waren, sah sich Ottmar unter den Umständen leidlich behandelt. Er wurde in eine nicht düstere Zelle quartirt und hier auf

seinen Wunsch auch sogar mit Schreibmaterial versehn. Man konnte ihn übrigens gerade jetzt gut brauchen. Es wurde ein neues für wirthschaftliche Zwecke bestimmtes Gebäude aufgeführt und die Leitung dieses Baues, wobei nur Gefangene als Arbeiter beschäftigt waren, übertrug man ihm. Natürlich war Ottmar mit seinen gleich ihm selbst in bekannter geschmackvoller Weise uniformirten Arbeitern nicht ohne Aufsicht, es waren stets Beamte und Soldaten mit geladenem Gewehr anwesend; aber diese Aufsicht war jetzt nicht allzuscharf, weil es keine politischen Gefangenen, sondern nur Diebe, Brandstifter, Fälscher u. s. w. zu überwachen gab.

Während er eines Tages bei seinem Baue beschäftigt war, bemerkte er hinter einem Fenstergitter des an die Baustelle gränzenden Correctionshauses einen weißhaarigen Kopf und erkannte seinen alten Freund, den Bettler. Auf die Gefahr hin, hart angelassen und hart bestraft zu werden, wagte er es, dem Alten einen freundlichen Gruß zuzurufen. Zum Glück bemerkte dies der in der Nähe befindliche Aufseher nicht; aber auch der Gegrüßte gab durch kein Zeichen, durch keine Geberde zu erkennen, daß er den Gruß bemerkt oder Ottmar erkannt habe.

„Ich kenne den armen Teufel auch“, sagte einer der Maurer leise zu Ottmar; „der wird es da oben nicht lange aushalten. Er muß jetzt spinnen und das wird ihm schwer ankommen. Wenn sie ihn nicht bald wieder

herauslassen, wird er geschwind eingehen wie eine Blume im Keller. Die Luft hier hat ihn vergiftet. Er ist schon entmuthigt und gebrochen wie ein Hund durch die Berührung des Cavillers."

Ottmar hatte im Laufe des Tages Gelegenheit mit dem Director der Anstalt zu sprechen und wagte es — denn jeder derartige Schritt war hier schon ein Wagniß — von dem alten Manne zu sprechen, in dessen Gesellschaft er hierher gekommen war, und zu bitten, daß man ihn, den die Zellenhaft tödten mußte, doch wenigstens im Garten oder auf einem zur Anstalt gehörenden Felde beschäftigen möchte.

Der Director fand in seiner Rolle eines humanen Mannes diese Bitte nicht anstößig, erklärte aber, sie nicht berücksichtigen zu können, erstens weil der Alte schon zu schwach sei, um noch Arbeit der bezeichneten Art zu verrichten, zweitens weil er sich stumpfsinnig oder vielmehr störrisch und stöckisch zeige und auf alle Fragen, die man an ihn richte, nur mit wenigen kaum articulirten Lauten antworte.

Ottmar's Verwendung hatte keine andre Folge, als daß dem Alten aufs Strengste verboten ward, sich jemals wieder an seinem Fenster zu zeigen.

Am Abend, als die Arbeiter ihr Werk einstellen durften, gab der Maurer, der sich über den alten Wolfram gegen Ottmar geäußert hatte, diesem ein verstohlenes Zeichen, wodurch er ihn auf des Bettlers Fenster aufmerksam machte.

Man sah den weißen Kopf des Alten unter der obersten Querstange des Gitters. Er hatte sich daran erhängt. Dies Werk war ihm gelungen, bevor man es bemerkt hatte, denn als man jetzt nach seiner Zelle eilte, war die Mühe hilfreicher Hände, ihn zu neuer Qual ins Leben zurückzurufen, vergeblich. —

Während der wenigen Abendstunden, wo Ottmar in seiner Zelle Licht brennen durfte, beschäftigte er sich mit Lesen und Schreiben und machte gelegentlich auch, wie viele Gefangene in ähnlicher Lage, Verse, die er meist wieder vernichtete, von denen er aber auch dann und wann etwas an seinen Freund Süter sendete, weil er wußte, daß dieser es gern sah. Da Ottmar hier, wie gesagt, nicht als staatsgefährlicher Verbrecher, sondern blos als Dieb betrachtet wurde, hatte man diese Sendungen stets passiren lassen, ohne sie einer genauen Durchsicht zu würdigen. Unter Anderm war solchergestalt auch folgendes Gedicht hinaus an den Professor gelangt.

Der alte Bettler.

Kennt ihr die Mähr, unheimlich, graus,
Vom Bettler und von seinem Fluch?
Sie sperrten ihn ins Arbeitshaus:
Da, spinne dir dein Leichentuch! —
Was er am Spinnrad hat gesponnen,
's war grad genug zu einem Strang,
Den er im Strahl der Abendsonnen
Ums Gitter seiner Zelle schlang.

Hinaus noch einmal schaut er dann
Und er verflucht das reiche Thal,
Verflucht, was er erschauen kann,
Das Volk, die Flur, den Sonnenstrahl.
„Weil ihr den Bettler habt vertrieben,
„Sei bei euch Alles bettelhaft:
„Nur bettelhaftes Hassen, Lieben,
„Nur Bettelmuth und Bettelkraft!

„Als Sühnbock zog ich durch die Flur
„Bei Regen und bei Sonnenschein;
„Blieb ich der alte Bettler nur,
„So mußtet ihr nicht Bettler sein.
„Vertraut war ich dem Ungewitter,
„Im Sturm am Zaune konnt' ich ruhn –
„Am Spinnrad hinterm Eisengitter
„Büß' ich die alte Freiheit nun.

„Ihr gabt mir oft den Trost, ihr Herrn:
„Des Armen ist das Himmelreich!
„Den Kindern zeigtet ihr mich gern
„Und warntet: Werdet ihm nicht gleich!
„Er trieb es ehdem schlecht auf Erden,
„Bis er zuletzt ein Bettler blieb! —
„Sie wollten selbst nie Bettler werden,
„Doch hatten sie den Alten lieb.

„Wie freute sie der Vagabund,
„Trug er ein schönes Märchen vor,
„Wie drängten sie dicht um ihn rund,
„Wie hing an seinem Mund ihr Ohr!
„Wenn er zu stiller Abendstunde
„Zum Dorf herauf vom Hohlweg schlich,
„Da jubelten sie bei der Kunde
„Und ließen jedes Spiel im Stich.

„Des alten Bettlers Dasein bot
„Euch ja des Gebens süße Lust;
„Ihr wurdet erst durch meine Noth
„Euch eures Glückes recht bewußt.
„Als Folie habt ihr ausgebeutet
„Für euer Glück den Bettler gern:
„Daß ihr euch eures Reichthums freutet,
„Mir danktet ihr's, ihr harten Herrn.

„Von guter Sitte ging alsdann
„Manch heuchlerisches Wort durchs Land:
„Nicht betteln fürder soll der Mann,
„Sein Brod erwerbe seine Hand! —
„Weil ihr mich aus der Welt vertrieben,
„Wähnt ihr den Bettel abgeschafft?
„Des Bettlers Fluch ist euch geblieben:
„Ihr fühlt und denkt nun bettelhaft.

„Ich war's allein: zu eurem Heil
„Trug ich des Bettels Müh' und Schmach;
„Nun nehm' ein Jeder seinen Theil,
„Ein giftig Erbe lass' ich nach.
„Mein Segen kann euch nicht mehr lohnen,
„So nehmt, was euch mein Fluch verheißt:
„Fortan soll in euch allen wohnen
„Mein aufgelöster Bettelgeist!“ — —

Wie Hütt' und Schloß in Frieden stehn!
Sie stört nicht mehr des Bettlers Wort;
Doch klingt im leisen Abendwehn
Ein bettelnd Stöhnen fort und fort.
Im Westen lauert ein Gewitter,
Längst schwand der letzte Sonnenstrahl
Und Nacht umfängt der Zelle Gitter
Und hüllt des Bettlers letzte Qual. —

Süter, der diese Verse entschieden verworfen, jedoch beschlossen hatte, einige ganz andre, die ihm gefielen, in einer Zeitschrift drucken zu lassen, hatte aus Versehn doch auch das verworfene Gedicht an selbige gesendet und es war dort zu seinem Leidwesen unter Ottmar's Namen gedruckt erschienen. Dies sollte für den letztern schlimme Folgen haben.

Eines Tages erschien man in seiner Zelle, nahm alle seine Papiere sammt dem Schreibmaterial und andern überflüssigen Gegenständen in Beschlag und sagte ihm, daß er fortan nur allhalbjährlich einen Brief werde schreiben dürfen.

Aus seiner vergleichsweise freundlichen Zelle quartirte man ihn in eine andre, deren Fenster, obwohl es nur nach einem engen Höfchen ging, wohin jahrein jahraus kein Sonnenstrahl fiel, zum Ueberfluß außen noch mit einem hölzernen Verschlag versehn war, damit selbst der Blick auf die schwarze Wand gegenüber nicht möglich sein sollte. Hier ward er statt der Bücher und ähnlicher Dinge nur mit einem Spinnrad versehn und mußte sich bequemen, es gebrauchen zu lernen. Spinnen konnt' er aber auch nur, so lang' es das kärgliche Tageslicht gestattete, denn von Lichtbrennen war keine Rede mehr.

Ein Tag verfloß ihm nun genau wie der andre. Er war jetzt wirklich lebendig begraben. Mit diesem Worte ist denn auch die Schilderung zu Ende, was

äußerliche Erlebnisse betrifft. Der solchergestalt lebendig Begrabene hat freilich noch seine innere Geschichte und diese ist bisweilen ein ereignißreicher und wechselvoller Roman. Geschrieben worden ist aber ein solcher Roman wohl noch nie und es wird sich auch schwerlich jemand finden, der ihn schreiben wollte oder könnte.

Zweites Buch.

1.

In wohlwollender Gesellschaft.

Auf die stürmischbewegte Zeit, deren Opfer Richard Ottmar geworden, war eine wenigstens scheinbar ruhigere gefolgt. Schon ein volles Jahr war seit der Freilassung des Professor Fiedler verflossen. Dieser Herr hatte damals bittere Enttäuschungen erfahren, hatte sich schnöde behandelt gesehn; seine Geltung und sein Einfluß in der Stadt waren verschwunden, „die Partei hatte ihn im Stiche gelassen“, wie er sich auszudrücken pflegte; er hatte den undankbaren Ort daher bald verlassen und reiste jetzt von Stadt zu Stadt, indem er eine jede derselben mit einem bald größern bald kleinern Cyclus populärer Vorträge beglückte.

Süter, der insofern dem Professor Fiedler sehr ähnlich war, als er sich jeder Frage und jeder neuen Erscheinung, die im öffentlichen Leben auftauchte, gleichviel welchem Gebiete sie angehören mochte, sofort bemächtigte, um darüber mitzusprechen, weil er Alles nicht minder gründlich verstand als Professor Fiedler, unter-

schied sich von letzterem doch auch wieder bedeutend, erstens weil er vermögend war und zu leben hatte, folglich sich wirklich nur aus Liebhaberei in Alles und Jedes mengte und nicht nöthig hatte, die Zeitfragen zu melkenden Kühen zu machen; sodann weil er, obwohl kaum minder eitel und eifersüchtig, doch nicht so heftigen Charakters, vielmehr sanft und freundlich war. Er war überdies kein ungezügelter wilder Freidenker, wie Professor Fiedler; im Gegentheil, er fühlte sich zufolge seines Charakters und seiner Neigungen, ebenso wie zu den „Conservativen", auch zu den „Frommen" hingezogen, obwohl ihn diese eigentlich nicht als den Ihrigen anerkennen wollten, weil er ihnen viel zu rationalistisch war. Indeß war er doch wenigstens kein „Demokrat", überdies kein armer sondern ein wohlhabender Mann, und sie verschmähten daher seinen Umgang nicht.

Dociren war seine Leidenschaft; hätte man ihm verboten, Vorträge zu halten, so wär' ihm das Leben kein Leben mehr gewesen. Allwöchentlich versammelte er auch regelmäßig einen kleinen Kreis von Freunden und Bekannten in seinem Hause, die es sich jedesmal gefallen lassen mußten, irgendeinen etwa ästhetischen oder belletristischen Aufsatz, der seiner Feder entflossen war, vorlesen zu hören. An der Stelle seiner längstverstorbenen Gattin besorgte jetzt die Obliegenheiten der Hausfrau seine unvermählte bejahrte Schwester, welche sehr fromm war und die Kluft, die ihn selber von den

Frommen noch trennte, glücklicherweise so ziemlich ausfüllte.

Um die angedeutete Zeit fand sich eines Abends eine solche kleine, aber, wenigstens ihrer eigenen Ueberzeugung nach, sehr gewählte Gesellschaft im gastlichen Hause des Professors versammelt und unter den Anwesenden befand sich auch die Frau Hofräthin Arndt, sowie Karl und Elisabeth.

Der Professor hatte seinen Gästen eine kleine höchst anziehende Geschichte vorgelesen, die er demnächst in einem conservativgefärbten Unterhaltungsblatte drucken lassen wollte. Sie handelte von einem durch zehnjährige Zwangsarbeit bestraften groben Verbrecher, der sich, nicht etwa blos laut Zeugniß der Geistlichen und Gefängnißbeamten, sondern wirklich und alles Ernstes gebessert und seine Besserung durch einige wahrhaft edle Handlungen bewiesen hatte, deren mancher „noch nie Bestrafte und völlig Unbescholtene" nimmermehr fähig sein würde. Namentlich hatte er auch einen ehemaligen falschen Freund, dessen Verrathe er die zehnjährige Gefangenschaft verdankt hatte, vom drohenden Untergange errettet und sich dann, obwohl diese Rettung mit schweren Opfern für ihn selber verbünden war, jedem Danke entzogen. Die Geschichte war dem Verfasser wohlgelungen, sie war rührend, ja ergreifend, und da der Professor überdies die Farben recht stark aufgetragen hatte, verfehlte sie ihre Wirkung auf die Zuhörer nicht.

Einige der Damen weinten und gaben ihre tiefe Rührung überhaupt in einer Weise zu erkennen, daß man hätte glauben mögen, man könne ihnen keine größere Freude bereiten, als wenn man ihnen den ehemaligen Räuber zur Stelle schaffte, damit sie ihm die Hände reichen, ihn umarmen und küssen könnten.

Die Herren weinten zwar nicht, gaben aber insgesammt auch ihre Rührung und ihre Theilnahme eifrigst kund. Die einen machten scharfsinnige Bemerkungen über die Geheimnisse des menschlichen Herzens, dieses trotzigen und doch verzagten Dinges, die andern priesen die Welt glücklich, daß sie Hamburger Rauhe Häuser und Zellengefängnisse habe und ließen einige ebenso humane als fromme Ansichten über das Verhältniß entlassener Sträflinge zur bürgerlichen Gesellschaft laut werden, lauter Dinge, die eigentlich nicht eine Frucht des eigenen Nachdenkens dieser Herren waren, sondern die sie gelegentlich da und dort in Büchern und Zeitschriften gelesen oder in öffentlichen Vorträgen gehört hatten.

Der Kaufmann Harder, der sich unter den Zuhörern befand und der über rührende Auftritte und gerührte Stimmungen, namentlich in Kreisen wie der gegenwärtige, seine besondern Ansichten hatte, bemerkte:

„Was wir soeben gehört haben, ist unstreitig Alles wahr und schön; nur scheint es mir doch stets am besten, wenn sich zwischen gebesserten Bösewichtern und

den Zeugen ihres edelmüthigen Benehmens, zumal wenn diese Zeugen der anständigen Gesellschaft angehören, zum allerwenigsten solch ein Zwischenraum ausdehnt, wie ihn das Theaterorchester zwischen Bühne und Zuschauern bildet. Die Rührung empfindet sich jedenfalls in einiger Entfernung, welche ja überdies die Illusion steigert und Alles in einem poetischen Lichte erscheinen läßt, bequemer und ist da zuträglicher, als in so unmittelbarer Nähe des gebesserten Räubers, daß man in Gefahr geräth, wirklich seine Hand drücken und seinen Branntweinduft riechen zu müssen."

„O, Herr Harder!" sagte Fräulein Süter mit vorwurfsvollem Blicke. „Sie sind fähig, auch das Edelste mit Ihren bösen Sarkasmen in den Staub zu ziehen!"

„Ich spreche meines Wissens nie sarkastisch", erwiederte der Getadelte; „aber ich wünschte in der That, unsern edeln Räuber hier in Ihrer Mitte sehen zu können. O! auf milchweißem Papier in elegantem Druck, in einer anziehenden und gut erzählten Novelle nimmt sich so etwas ganz artig aus und da lass' ich mir's gern gefallen. Auch dem Bühnenhelden gegenüber genießt sich eine solche empfindsame Wallung ganz angenehm und selbst manchem sonst nicht besonders weichherzigen Manne drängt sich dabei unwiderstehlich eine Thräne ins Auge. Er will auch solcher Thräne gar nicht widerstehen, denn er hat ja den Genuß derselben mit seinem Gulden Eintrittsgeld richtig vorausbezahlt. Ich

nenne das eine Wallung, obwohl Damen und Herren solche sogenannte Rührung bis zu Thränen nicht blos in einer Bewegung des Blutes, sondern viel tiefer suchen wollen. Dem nicht auf der Bühne dargestellten, sondern wirklichen Räuber gegenüber, der sein Handwerk praktisch getrieben hat, möcht' er auch so gründlich gebessert sein, daß sich alle Engel im Himmel über ihn freuten, ihm gegenüber, sag' ich, würden Sie keine so angenehme Wallung, sondern nur Mißbehagen, Widerwillen und vielleicht auch Furcht empfinden, wie beim plötzlichen Erscheinen einer großen Kreuzspinne auf Ihrem Teller; Sie würden ihm die Thür weisen und, wenn er nicht gleich ginge, nach der löblichen Polizei schicken."

Die meisten Anwesenden, besonders die Damen, betheuerten wiederholt das Gegentheil und verwahrten sich ernstlich gegen Alles, was Harder gesagt hatte.

„Da wir gerade von Verbrechen und von Verurtheilten sprechen", bemerkte Süter, „interessirt es Sie vielleicht, zu hören, daß der Architekt Richard Ottmar begnadigt und aus dem Gefängniß entlassen worden ist. Sie erinnern sich der allgemeinen Theilnahme, die sein Schicksal erregte und wie insbesondere niemand begriff, daß dieser gebildete und geachtete junge Mann sich eines groben Vergehens schuldig gemacht haben sollte. Was mich anlangt, ich bekenne offen, daß ich nie einen Augenblick an seiner Unschuld gezweifelt habe.

Ich bin viele Jahre sein Vormund gewesen, ich kenne ihn genau seit seiner frühen Jugend und habe, obwohl seine Ansichten in Betreff gewisser öffentlichen Angelegenheiten nicht billigend, doch nie Ursache gefunden, ihm mein Wohlwollen zu entziehen. Sein Unglück war, daß sich Alles vereinigte, ihn schuldig erscheinen zu lassen, und daß er das Gegentheil nicht zu beweisen vermochte."

„So hat sich seine Unschuld nachträglich herausgestellt?" fragte Harder.

„Das so eigentlich nicht", erwiederte der Professor; „man scheint aber an maßgebender Stelle denn doch schließlich zu der Ueberzeugung gekommen zu sein, daß ihm zu viel geschehen ist, und Sie wissen ja, um derartige Mißgriffe, die nicht immer vermeidlich sein mögen, so weit wie möglich gut zu machen, ist unter den obwaltenden Umständen nicht wohl an ein anderes Mittel als das der Begnadigung zu denken. Ich selber bin für den Unglücklichen so thätig gewesen, als ich es nur vermochte, und glücklicherweise nicht fruchtlos, denn meine unablässigen Vorstellungen bei einigen einflußreichen Personen haben, wie ich weiß, die Begnadigung herbeiführen helfen. Man hat auch, freilich etwas zu spät, Rücksicht auf den Umstand genommen, daß hinsichtlich des Diebstahls zwar Grund zu schwerem Verdachte, jedoch durchaus kein Beweis vorhanden war. Genug, man hat ihn entlassen, jedoch nur unter der Bedingung sofortiger Auswanderung."

„Das war sicherlich das Beste für ihn, was man thun konnte, nachdem man ihn einmal als gemeinen Verbrecher behandelt hatte“, bemerkte Harder. „Ich kann nicht wissen, ob man ihn aus irgendwelcher Laune oder in der Ueberzeugung von seiner Unschuld jetzt frei gelassen hat; die Bedingung der Auswanderung ist aber eine große Wohlthat für ihn, denn hier wär' er doch auf immer zu Grunde gerichtet, sollt' er auch so unschuldig sein, wie Sie ihn glauben, Herr Professor.“

„Leider mag dem wohl so sein“, antwortete Süter. „Es ist zu beklagen, daß jenes alte Wort ewig wahr bleibt, welches sagt, daß von der Verleumdung stets etwas hängen bleibt.“

„So scheint es wenigstens sehr oft zu sein,“ bekräftigte einer der anwesenden Herren. „Noch neulich hatt' ich Gelegenheit, einen armen Mann zu unterstützen, der durch eine Verleumdung um allen Kredit gekommen war. Er hatte sich vor einiger Zeit um einen kleinen Posten beworben. Von einem angeblichen Freunde, der insgeheim selber nach diesem Posten trachtete, war er nun bei seinem künftigen Vorgesetzten als ein unverbesserlicher Trunkenbold geschildert worden, während er der nüchternste und ordentlichste Mann von der Welt ist. Sein einziger Fehler ist eine unüberwindliche Schüchternheit, sobald es gilt, einen wichtigen und entscheidenden Schritt zu thun. Als er nun gehen will, um sich seinem künftigen Patron vorzustellen, redet

ihm sein vermeintlicher Freund zu, vorher ein Glas Wein zu trinken, um sich Muth zu machen und mit Sicherheit auftreten zu können. Der arme Mann, der gar nicht gewohnt ist, geistige Getränke zu sich zu nehmen, weigert sich anfangs, gibt aber endlich dem Zureden des Andern nach und leert das Glas, dessen Inhalt wahrscheinlich insgeheim mit einer besonders berauschenden Zuthat gemischt worden war. Der ungewohnte Trank steigt ihm etwas zu Kopfe. Er kommt zu seinem künftigen Herrn, dem er bereits als unmäßiger Trinker bezeichnet ist, und dieser Herr findet das bestätigt, denn der Mann zeigt ein erhitztes Gesicht und hat unverkennbar schon am frühen Morgen stark getrunken. Natürlich erhielt er die gehoffte Stelle nicht und überdies schien ihm die Verleumdung, ich weiß selbst nicht zu erklären wie, allenthalben gleich einem Fluche zu folgen. Ich sucht' ihn da und dort zu empfehlen, aber überall meinte man, ich sei im Irrthum über den Mann, es sei bekannt, daß er sich dem Trunk ergeben habe. Schließlich gab ich ihm den Rath, sich nach einer andern Stadt zu wenden, und er ist denn auch, mit einigen Empfehlungsbriefen von mir versehen, gegangen. Doch sollt' es mich nicht wundern, wenn ihn der böse Ruf irgendwie auch in die Ferne begleitet hätte."

„War das vielleicht der nämliche Mann, den Sie uns zu der Hausmannsstelle empfohlen hatten?" fragte die Frau Hofräthin.

Der Herr bejahte.

„Nun, dann trifft Ihre Bemerkung wenigstens in Bezug auf uns nicht ganz zu. Wir hörten nichts von der Trunksucht des Mannes, erfuhren aber auf nähere Erkundigung, daß er niemals in die Kirche kommt, und einen solchen Mann mag man doch nicht im Hause haben. Ganz zuverlässig muß unser Hausmann sein, denn wir halten ihn ja nur zu Bewachung des Hauses, seit jener — jener — Ottmar nannten Sie ihn wohl, Herr Professor? — seit jener Mensch den Einbruch bei uns verübt hat."

„O, verehrte Frau Hofräthin!" rief Süter.

„Ja, ja, Professor, Sie haben ganz recht", sagte Harder; „es bleibt immer etwas hängen, und trotz Civilisation und trotz Christenthum besteht unsere Gesellschaft eigentlich noch aus Wilden, wenn sie auch nicht mehr buchstäblich die Kopfhaut des Feindes nehmen; aber man kann auch moralisch skalpiren und es laufen in dieser christlich civilisirten Welt viele Menschen umher, welche die unsichtbaren Skalpe ihrer durch Verleumdung erlegten Feinde im Gürtel tragen. Es bleibt unvermeidlich immer etwas hängen! Da war vor Jahren hier ein reichbegabter junger Schriftsteller. Eines Tages wurde in einer Zeitung eine neue Flugschrift besprochen, die ohne Namen des Verfassers erschienen war und die heftigsten Schmähungen und Lästerungen gegen einige Männer enthielt, welche da-

mals hier die freisinnige Richtung vertraten. Der Beurtheiler des Schriftchens hatte, sei es aus Irrthum, sei es aus Bosheit, den erwähnten jungen Schriftsteller als Verfasser bezeichnet, und dieser mochte sich nun noch so entschieden dagegen verwahren und noch so klare Beweise des Gegentheils liefern, es half ihm Alles nichts; es traute ihm fortan niemand recht, man meinte, er stehe im Solde der Gegner u. s. w., und aus Ueberdruß wanderte er endlich nach Amerika aus, wo er wahrscheinlich zu Grunde gegangen ist, denn es wird ihm auch dort nicht gelungen sein, sich von dem unverschuldeten Makel völlig rein zu waschen."

„Ich erinnere mich", bemerkte Süter, „von einem Engländer gehört zu haben, den habgierige Verwandte, die nach seinen Gütern trachteten, fälschlich für wahnsinnig ausgegeben und in ein Irrenhaus hatten sperren lassen. Dieser vollkommen vernünftige Mann, der auch bald wieder in Freiheit gesetzt werden mußte, mochte hinterdrein gleichwohl thun was er wollte, man glaubte immer, es sei nicht ganz richtig mit ihm. Zeigte er sich heiter, so war das die ungesunde Heiterkeit des Wahnsinnigen; war er verstimmt oder auch nur ernst, so war das die Melancholie des Wahnsinnigen. Sprach er noch so ruhig und verständig, immer blickten ihn selbst diejenigen, die sich seine Freunde nannten, mit einer gewissen mißtrauischen Miene an, die ihn tief verletzte. In den Gesellschaften hielt man

sich gern so fern als möglich von ihm und er mochte sich geberden wie er wollte, er wurde den Flecken, den ihm die Verleumdung gelassen, nie wieder los und sah sein ganzes Leben dadurch verbittert."

„Es ist ein eigen Ding mit Urtheilen über Andre und über sich selbst", sagte ein alter Herr von etwas zweifelhafter Frömmigkeit. „Wenn jemand von Andern niemals Uebles spricht, so glaubt man, er wisse von ihnen nichts Uebles; und wenn sich jemand gegen Tadel und Verleumdung gar nicht oder nur mäßig vertheidigt, so glaubt man gern und bereitwillig, Tadel und üble Nachrede treffen ihn mit Recht. Auch in den Aeußerungen über die eigene Person sollte man sehr behutsam sein. Mancher spricht im Scherz bisweilen über sich selbst nachtheilig, aber das ist gefährlich. Denn alles Nachtheilige, was man den Leuten von sich selber sagt, glauben sie bereitwilligst und nehmen da sogar das scherzhaft Gemeinte für Ernst. Man sollte nur Vortheilhaftes von sich sagen; dies glauben sie zwar weniger bereitwillig, jedoch selbst in diesem Falle, nämlich auch vom Lobe und nicht blos von der Verleumdung, bleibt immer etwas hängen."

„Aber die Gescheidten, Unbefangenen und Wohlwollenden," sagte Fräulein Süter, „sollten da doch eine Ausnahme machen und wenigstens in ihren Augen sollte nie etwas von der Verleumdung hängen bleiben. Das blinde Vorurtheil kann sich doch nur bei sehr be-

schränkten Köpfen und Ungebildeten entschuldigen lassen.“

„Gewiß!“ bestätigte eine andere Dame. „Es sollte ein Merkmal der wahrhaft Gebildeten und Guten sein, daß in ihrem Geiste, sobald die Grundlosigkeit einer Verleumdung einmal dargethan ist, durchaus nichts mehr davon hängen bliebe.“

„Eine so vortreffliche Gesinnung“, sagte jetzt Süter, „mußt' ich bei Ihnen, meine Damen und Herren, natürlich voraussetzen und ich kann Ihnen glücklicherweise die gewiß Allen willkommene Gelegenheit bieten, diese Gesinnung sogleich zu bethätigen. Mein armer junger Freund, dem es vorgeschrieben ist, seine Reise ins Ausland sofort anzutreten und sich an keinem Orte länger als durchaus nothwendig ist, aufzuhalten, ist heute bei mir gewesen. Er muß noch diesen Abend seine Reise nach Hamburg fortsetzen, wird aber im Laufe des Abends mich zuvor noch einmal besuchen, und so kann ich das Vergnügen haben, Ihnen den so schwer Heimgesuchten vorzustellen. Sie werden ihn nach seinen schweren Leiden gewiß gern die Genugthuung mit hinwegnehmen lassen, sich hier zum wenigsten von den Gebildeten nicht ferner verkannt zu wissen.“

Diese Eröffnung machte auf die verschiedenen Anwesenden einen sehr eigenthümlichen Eindruck. Verlegenheit war auf den meisten Gesichtern zu lesen, auf einigen selbst Schrecken.

„Das ist ja verteufelt interessant, was Sie uns da auftischen wollen," flüsterte Harder dem Professor zu.

Elisabeth war schon durch die erste Mittheilung Süters über Ottmars Freilassung aufs Tiefste bewegt worden. Jetzt kämpfte sie heftig, die Aufregung ihres Innern zu bergen. Ihr Herz war so übervoll! Sie vermochte kaum zu athmen. Von Zeit zu Zeit hatte sie den Professor, um dessen Bemühungen für Ottmar sie wußte, nach dem Befinden des Unglücklichen gefragt. Die heutige Kunde kam ihr jedoch völlig überraschend. Alles war ganz plötzlich erfolgt, Süter selbst hatte erst heute zugleich mit Ottmars Erscheinen die Nachricht von dessen Begnadigung und Reise erhalten und theils noch nicht Gelegenheit gehabt, dieselbe andern mitzutheilen, theils auch dies absichtlich unterlassen, weil er überraschen wollte. Auch seine Schwester hatte bis diesen Augenblick nichts gewußt.

Was Karl Arndt empfand, möchte schwer zu schildern sein. Jedenfalls wünschte er sich weit hinweg, und jeder passende Vorwand, sich zu entfernen, wäre ihm willkommen gewesen.

Den nämlichen Wunsch hegten übrigens, wenn auch aus minder wichtigen Gründen, mehrere der Anwesenden.

Eine Mutter flüsterte ihrer Tochter zu, ob es nicht Zeit sei, nach Hause zu gehen. Die unbefangene Tochter begriff die Frage nicht und meinte, es sei noch sehr

zeitig, denn sie war neugierig, einen merkwürdigen Verbrecher in der Nähe zu sehen.

Der gute Professor war ein sehr wohlwollender Mann, nur beging er in bester Absicht manchmal kleine Mißgriffe. In welcher Beziehung sein erwarteter Gast zu Karl stand, konnt' er nicht wissen; aber auch von der wechselseitigen Neigung Ottmars und Elisabeths hatte er noch immer nicht die leiseste Ahnung; es fehlte ihm in dieser Hinsicht an Scharfblick. Er hatte Ottmar auch nicht gesagt, wen dieser am heutigen Abend hier finden werde; er hatte nur im Allgemeinen von einigen wohlwollenden Bekannten gesprochen, die sich herzlich freuen würden, ihn zu sehen und ihm ihre Theilnahme zu bezeigen. So wenig kannte der Herr Professor seine Gäste!

Bevor noch diese letzteren von ihrer nicht angenehmen Ueberraschung zur Besinnung kamen und bevor sie den freundlichen Wirth höflich ersuchen konnten, diesen Kelch an ihnen vorübergehen zu lassen, öffnete sich die Thür und der Architekt trat ein.

„Herr Professor," sagte Harder halblaut zu Süter, „Sie waren selbst so freundlich, uns die alte Erfahrung, daß immer etwas hängen bleibe, durch Beispiele erläutern zu helfen; an mir aber könnte um so leichter etwas hängen bleiben, weil mich der Geruch der Kirchlichkeit nicht schützt; Sie erlauben daher wohl, daß ich es vorziehe, dieser Zusammenkunft nicht beizuwohnen, sondern

mich während des Besuchs in Ihre Studirstube zurückzuziehen.“ Er machte darauf ringsum seine artige Verbeugung und entfernte sich in ein anstoßendes Zimmer.

Der Professor, welcher den Abgehenden zurückzuhalten hoffte, war ihm bis zur Thür gefolgt. Alle andern waren inzwischen bemüht, sich so weit als nur möglich von dem Eingetretenen zurückzuziehen.

Ein Züchtling in ihrer Mitte! welch ein Greuel! —

Ottmar hatte, sowie er eingetreten war, augenblicklich den Mißgriff seines Freundes, des Professors, begriffen. Es war ein peinlicher Augenblick. Er stand, augenscheinlich von Allen gemieden, mitten im Zimmer allein.

Seine erste Regung war, sofort umzukehren. Da erblickte er Elisabeth und zögerte.

Ihre Blicke begegneten einander nicht, denn das arme Mädchen ließ den ihrigen am Boden haften.

Im Hintergrunde des Zimmers sah er auch Karl und es war ihm lieb, daß dieser jetzt nach einer andern Richtung sah, denn er fürchtete, wenn ihre Blicke einander träfen, möchte das Gewissen doch vielleicht diesen jungen Mann schlagen und er sich gedrungen fühlen, sein trauriges Geheimniß und seine Schande hier offen zu bekennen. Das wünschte jedoch Ottmar nicht, wenigstens hier nicht, so drückend er es jetzt auch empfand, höchstens im Glauben der Geliebten, aber noch immer nicht thatsächlich gereinigt vor ihr zu stehen. Und daß

Karl, wenn er sich einmal zu keinem offenen Geständniß entschließen konnte, überhaupt schwieg und kein Wort an ihn richtete, fand er natürlich und recht, denn jedes anderweite, wenn auch noch so freundliche Wort, welches nicht das volle Geständniß enthielt, hätte ja dann nur wie ein Hohn klingen können.

Alle diese Betrachtungen und Gedanken umfaßten natürlich kaum ein Paar Secunden Zeit. Der selbst ein wenig in Verlegenheit gekommene Süter hatte sich von der Thür wieder der Gesellschaft zugewendet und schien nach einer passenden Rede zu suchen.

Einer der bejahrteren Gäste, ein Herr, auf dessen Brust man einige bunte Bändchen aufgenäht sah und der vermuthlich der Sache rasch ein schickliches Ende zu machen wünschte, wagte in diesem Augenblick aus dem Winkel hervor, wo er saß, einige Worte, die halb wie eine leutselige Ansprache an Ottmar, halb wie eine Moralpredigt klangen. Sie sollten, so schien's, den Wunsch einer glücklichen Reise, verbunden mit dem Wunsche einer ebenso glücklichen Besserung, und zugleich eine Art Ermahnung enthalten, sich andere junge Männer zum Vorbilde zu nehmen (wobei der Redner auf Karl Arndt blickte), die sich nicht von der Demokratie ins Schlepptau nehmen und nicht auf sündige Irrwege führen lassen.

Der alte Herr sprach jedoch nicht lange, denn Ottmar warf ihm, sobald er begriff, wo es hinauswollte,

mit stolz erhobenem Haupte einen Blick zu, vor dem jener plötzlich verstummte, und wendete sich darauf zum Gehen.

In diesem Augenblicke erhob sich Elisabeth, eilte mitten ins Zimmer auf ihn zu, ergriff seine Hand und sagte laut:

„Herr Ottmar, ich erfülle meinerseits die Pflicht, die Ihnen gegenüber wohl Alle zu erfüllen hätten. Ich erkläre, daß ich Sie jederzeit hochgeachtet habe und Ihnen die herzlichste Theilnahme schenke!“

„O, wie dankbar bin ich Ihnen!“ sagte er, indem er, vom Gefühl überwältigt, sie auf die Stirn küßte.

Früher hatte er für möglich gehalten, daß sie genau unterrichtet sei, daß vielleicht der Bruder ihr, und zwar ihr allein, die Wahrheit bekannt habe. Jetzt dünkte ihm dies nicht mehr wahrscheinlich, wie es denn in der That auch nicht der Fall war. Uebrigens war er schon zufrieden, daß sie so unwandelbar an ihn glaubte, und hätt' er in diesem Augenblicke Gelegenheit gehabt, mit ihr ungestört zu sprechen und ihr Alles zu erklären, so würde er dennoch eine solche Erklärung unterlassen haben, die ihr den Bruder mit Schmach bedeckt gezeigt hätte.

„Geben Sie bald Nachricht —“ flüsterte sie noch kaum hörbar und während sie, kaum noch so entschlossen und muthvoll, jetzt tief erröthete und die Augen niederschlug.

Sie hätte auch nicht mehr zu sagen vermocht, denn sie fühlte sich in diesem Augenblicke von ihrer Frau Mutter unterm Arme gefaßt, die sie etwas hastig bei Seite führte.

Ottmar schritt stolz aus dem Gemache. Er nahm eine köstlichere Genugthuung mit hinweg, als ihm diese ganze Gesellschaft hätte gewähren können, auch wenn sie den besten Willen dazu gehabt hätte.

Bald nachdem er gegangen, erschien Harder wieder in der Gesellschaft, der sich nicht enthalten konnte, den Anwesenden einige artige Bemerkungen über die humane Begegnung zu hören zu geben, die sie dem „begnadigten und folglich doch wohl gebesserten Verbrecher" widerfahren lassen.

„Wir sind Ihnen großen Dank schuldig, Professor," fügte er hinzu; „Sie haben uns eine zwiefache Lehre eingeschärft, erstens, daß nicht blos stets etwas, sondern auch bisweilen sogar recht sehr viel hängen bleibt; und sodann, daß die christliche Civilisation nicht den Schuldigen, sondern nur den Bestraften verachtet. Ach, ist es nicht wahr, verehrte Frau Hofräthin, der Schuldige geht nicht nur oft ganz frei aus, sondern nimmt auch häufig eine sehr geachtete Stellung in der christlichen Gesellschaft ein?"

Weshalb er die letzte Bemerkung gerade an die Frau Hofräthin richtete, war sein Geheimniß, offenbar aber machte er dadurch einen höchst unangenehmen

Eindruck auf die Angeredete. Sie antwortete nicht darauf, sie schien überhaupt zu weiterer Unterhaltung nicht aufgelegt zu sein und war auch bereits im Begriff, sich mit Elisabeth zu entfernen.

Das konnte niemand auffallen, denn auch die übrigen Anwesenden schickten sich an, Abschied vom Professor zu nehmen, der jetzt in unendlicher Verlegenheit war und viele ungeschickte Versuche machte, sich wegen seines sonderbaren Einfalls vor den werthen Gästen zu rechtfertigen. Das war Alles vergebens und nach einigen Minuten waren sie sämmtlich verschwunden, mit Ausnahme Harders. Selbst des Professors fromme Schwester hatte sich mit einer ziemlich scharfen mißbilligenden Bemerkung in ihre eigenen Gemächer zurückgezogen.

„Nun, Professor, Ihr armer Schützling weilt noch hier nebenan in der Studirstube," sagte Harder, als er mit Süter allein war. „Er trat ein, während ich mich darin befand, und ich habe schon einige Worte mit ihm gesprochen. Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich mich nur entfernte, weil ich, wär' ich geblieben, ähnlich gehandelt haben würde, wie Fräulein Elisabeth. Das würde dem jungen Herrn zwar nicht so wohlgethan haben, wie die herzige Ansprache dieser jungen Dame, auch würde es, weil Frömmigkeit nicht meine Specialität ist, auf die Herzen der Anwesenden keinen sehr starken Eindruck gemacht haben; immerhin aber mußt' ich

für möglich halten, daß mein Beispiel die Gesellschaft abhalten könnte, sich ganz so zu zeigen, wie sie ist, und dies Verdienst mocht' ich mir nicht erwerben; ich wünschte, daß sie sich zeigen möchte, wie sie ist."

Harder war der Einzige, den der Auftritt zwischen Ottmar und Elisabeth, wie er ihm von Ottmar selbst soeben geschildert worden, errathen ließ, wie diese beiden gegen einander gesinnt waren. Von den sämmtlichen übrigen Zeugen bemerkte davon niemand etwas; sie konnten an ein solches Einverständniß nicht denken, weil sie es für unmöglich gehalten haben würden, selbst wenn man sie darauf aufmerksam gemacht hätte. Auch die Frau Hofräthin, von deren Bemerkungen Elisabeth hinterdrein noch viel zu leiden hatte, schalt diese nur wegen ihres „unschicklichen überspannt romantischen Einfalls", dem Verbrecher ein Lebewohl zu sagen und ihm die Hand zu reichen. Elisabeth trug dies indeß in Geduld. Sie und Ottmar waren, ohne daß die Andern es wußten, die beiden Einzigen, die mit dem unvermutheten Zusammentreffen zufrieden waren und es als einen Segen priesen. Die leisen Worte: „geben Sie bald Nachricht," klangen noch lange in Ottmars Ohr lieblich tönend wie ein Silberglöckchen.

„Kommen Sie, Professor," sagte Harder; „Ihr Freund wartet und seine Zeit ist sehr kurz gemessen. Da er denn doch einmal auswandern muß, so werde ich ihm wahrscheinlich einige nützliche Rathschläge geben

können, denn Sie wissen ja, daß ich viele überseeische Verbindungen habe. Schade, daß Ottmar seine Reise nicht aufschieben darf. Ich werde binnen Kurzem selbst eine Reise nach Rio machen und es würde mir willkommen gewesen sein, ihn zum Gesellschafter zu erhalten. Aber er wird vermuthlich nach Nordamerika gehen wollen."

Beide gesellten sich hierauf zu Ottmar, den der Professor wegen des unangenehmen Auftritts zu trösten suchte. Harder dagegen glaubte zu sehen, daß der junge Mann solches Trostes gar nicht sehr bedurfte, und war seinerseits bemüht, vom Herzensgeheimnisse desselben so viel als nur möglich zu erforschen. Dies gelang ihm auch gut genug, weil er nicht plump verfuhr und scharf zu sehen verstand.

Er fragte Ottmar, ob dieser in Hamburg Bekannte habe, und auf die verneinende Antwort gab er ihm die Adresse eines dort wohnhaften Herrn, wozu er einige den Ueberbringer empfehlende Worte schrieb. Er rieth Ottmar, sich diesem Herrn vorzustellen, bei dem er gewiß eine freundliche Aufnahme und nützlichen Rath finden werde.

2.

Neue Bekannte.

Am Tage nach dem Auftritte in Süters Hause traf Ottmar in Hamburg ein.

Vor seiner Entlassung aus dem Gefängnisse hatte er begonnen, sich in das in Aussicht gestellte Schicksal zu fügen, d. h. er hatte sich mit dem Gedanken versöhnt, in eine Art Exil zu gehen; die letzte Begegnung mit Elisabeth aber und der neue Beweis, den er von ihrer treuen Gesinnung erhalten, machten ihm bei dem Gedanken an den baldigen Abschied von Deutschland das Herz wieder sehr schwer.

Er kam, mit einem Passe nach Mittel- und Südamerika versehen, übrigens aber ohne fest bestimmten Reiseplan nach Hamburg und hatte vorläufig nur im Allgemeinen die Absicht, Passage in einem nach Westindien, Mexico oder nach irgend einem südamerikanischen Lande bestimmten Schiffe zu nehmen und seine nähere Wahl sollte von der Gelegenheit abhängen, die sich zunächst darbieten würde. Im Augenblick fand

sich jedoch gar keine solche Gelegenheit, wenigstens war nicht sogleich ein Schiff segelfertig, das noch Raum für einen Passagier gehabt hätte, und er mußte sich darauf gefaßt machen, noch eine Reihe von Tagen, vielleicht auch Wochen zu warten, was ihm übrigens aus naheliegenden Gründen nicht unlieb war.

Den Herrn, an den ihn Harder gewiesen, hatte er noch nicht aufgesucht und gedachte es auch nicht zu thun. Zwar war ihm Harder sehr freundlich begegnet und hatte ihm große Theilnahme bewiesen; Alles dies aber hatte ein gewisses Mißtrauen gegen diesen Mann nicht zu bannen vermocht. Die Kunde, daß ihn die Frau Hofräthin zu ihrem Schwiegersohn erlesen habe, und die Möglichkeit, daß er selbst in dieses Verhältniß zu kommen trachte, erklärte diese Abneigung hinreichend. Ottmar wußte nicht, daß Harder an jenem Abend in Süters Hause Alles klar genug erkannt hatte, aber er hielt es für möglich und glaubte nun, jener werde ihn vielleicht nur in selbstsüchtiger Absicht an einen Geschäftsfreund empfohlen haben, um ihn mit dessen Hilfe um so sicherer in Verhältnisse zu bringen, die eine Rückkehr nach Europa nicht leicht möglich machten, d. h. Harder möge nur die Absicht haben, den Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen.

Während Ottmar am zweiten Tage nach seiner Ankunft in Hamburg eine der abgelegenern und weniger belebten Straßen entlang wandelte, begegnete ihm

ein hochbejahrter und sehr beleibter Herr, der langsam und mühsam daherschritt oder vielmehr watschelte. Sein Umfang nahm den in dieser Straße nicht sehr breiten Bürgersteg fast vollständig in Anspruch.

Der Fuß des alten Herrn mußte auf irgend einen schlüpfrigen Gegenstand, wahrscheinlich ein Stückchen weggeworfener Orangenschale, gerathen sein — er glitt plötzlich aus und die schwere Masse stürzte heftig zu Boden.

Im nämlichen Augenblick schritt ein junger Mensch vorüber, der sich durch diesen Anblick zu einem lauten Lachen gereizt fühlte, während Ottmar sich beeilte, dem Alten hilfreiche Hand zu leisten.

Unleugbar hatte die Gestalt des dicken alten Herrn viel Komisches, und dies steigerte sich noch bedeutend in dem Augenblicke, wo er so plötzlich hinstürzte. Ottmar hatte indeß nicht die geringste Neigung zum Lachen gespürt, er war nur heftig erschrocken und pfeilgeschwind auf den Alten hingeschossen, ihm zu helfen. Man kann auf den Straßen täglich Gelegenheit haben, Zeuge eines rohen Lachens bei solchen Vorfällen zu sein. Roh muß es schon heißen, wenn es in den meisten Fällen auch nicht böse gemeint ist, sondern nur aus Gedankenlosigkeit und Leichtfertigkeit geschieht.

Der Jüngling oder vielmehr der Knabe, denn er mochte noch nicht funfzehn Jahre zählen, der hier gelacht hatte, meinte es sicherlich auch nicht böse. Sein

Lachen hatte einen so herzlichen und silberreinen Klang, daß man es bei jeder andern Gelegenheit nur gern gehört haben würde, und sein wohlgebildetes Gesicht zeigte einen so harmlosen Ausdruck, daß man die leichtfertige Regung, die ihn hier zum Lachen gebracht hatte, wohl beklagen, aber zugleich auch verzeihlich finden mochte.

Während der Knabe seines Wegs weiter ging, war es Ottmar mit einiger Mühe gelungen, dem Alten wieder auf die Beine zu helfen. Der heftige Sturz schien ihm glücklicherweise nicht weiter geschadet zu haben. Ottmar erbot sich, den alten Herrn nach dessen Wohnung zu führen, und der letztere ließ dies gern geschehen, während er sich sehr unwillig über das leichtfertige Wegwerfen schlüpfriger Obstschalen auf den Fußwegen und noch unwilliger, ja bitter, über den jugendlichen Lacher aussprach, dessen Benehmen ihn weit mehr als der gefährliche Sturz zu ärgern schien.

Nach der Wohnung des dicken Herrn hatte man nicht weit zu gehen, und an der Hausthür angelangt, ersuchte er seinen Begleiter, mit ihm einzutreten. Ottmar folgte der Einladung, weil er gerathen fand, die unbeholfene Masse des Alten wenigstens noch die Treppe hinaufzugeleiten.

Oben angekommen, las Ottmar an der Saalthür, durch die er mit dem Inhaber dieser Wohnung eintrat, den Namen M. Ebert, und so lautete auch der Name

des Herrn, an den ihn Harder gewiesen hatte. Da man sich desgleichen in der von Harder bezeichneten Straße befand, so blieb kein Zweifel: Ottmar war durch einen Zufall zu dem Manne geführt worden, den er nicht aufzusuchen beabsichtigt hatte.

„Es wird sich ja zeigen," dachte er, „weß Geistes Kind dieser Alte ist, und von dieser Prüfung wird es abhängen, ob ich von Harders Empfehlung Gebrauch mache oder nicht.

Der alte Herr, ein ehemaliger Kaufmann, der jetzt von den Zinsen seines Kapitals lebte, hatte keine Familie, sondern nur eine Haushälterin, die ihm zwar an Jahren nicht viel nachstehen mochte, im Punkte der Beleibtheit aber sein greller d. h. spindeldürrer Gegensatz war.

Während der Alte in seinem Zimmer es sich bequem zu machen begann und den Gast ersuchte, ein Gleiches zu thun und eine Cigarre anzuzünden, meldete ihm die Haushälterin:

„Moritz Obrecht ist angekommen."

„Ist er schon da?" fragte der alte Herr mit Theilnahme. „Nun, wo steckt er denn? wie sieht er denn aus?"

„Ich hab' ihm seine Stube angewiesen, Herr Ebert. Weil er Sie nicht zu Hause fand, ging er wieder weg, um sich ein Bischen in der Stadt umzusehen."

Der alte Herr that noch einige Fragen und sagte dann:

„Nun, Frau Eva, wie gefällt Ihnen denn der junge Mensch?“

„Hm, ich will da keine Meinung aussprechen!“ sagte die Haushälterin, indem sie den Kopf mit einer Miene zur Seite warf, die deutlich genug eine sehr ungünstige Meinung ausdrückte.

Als sie hinausgegangen war, sagte Herr Ebert: „Er hat der guten Frau wahrscheinlich nicht den gehörigen Respect bewiesen, ha, ha! Na, das wird sich schon finden und sie werden sich vertragen. Moritz Obrecht, der junge Mensch, von dem wir sprachen, ist mein Neffe und der einzige Verwandte, den ich noch auf der Welt habe, oder zum wenigsten der einzige, um den ich mich noch kümmern mag, denn es gibt außerdem schon noch etliche Personen, die sich meine Verwandten nennen, aber kein Recht dazu haben. Der Knabe ist der Sohn meines längst verstorbenen Stiefbruders. Er ist seit früher Kindheit elternlos und lebte bis jetzt bei seinem Vormunde in seiner Vaterstadt, wo er das Gymnasium besuchte. Er ist mein künftiger Erbe und ich habe mich neuerdings entschlossen, ihn hierher zu mir kommen zu lassen. Er kann ja in Hamburg ebensogut seine Studien bis zur Universität fortsetzen und es ist auch am Ende billig, daß er mir hier, da ich allein stehe, durch seine Gesellschaft noch einige Freude macht und den Mann, dem er einst sein Vermögen zu verdanken haben soll, kennen lernt, denn bisher haben

wir einander noch nie gesehn. Aber nun muß ich Sie doch auch um Ihren Namen bitten, damit ich weiß, wer mir so freundlichen Beistand geleistet hat."

Ottmar nannte seinen Namen.

„Richard Ottmar!" wiederholte Herr Ebert. „Sind Sie vielleicht heut erst in Hamburg eingetroffen, um von hier nach Amerika auszuwandern?"

„Seit gestern bin ich hier", antwortete Ottmar, „und suche allerdings eine Gelegenheit zur Ueberfahrt."

„Was! seit gestern sind Sie schon hier und überlassen es dem Zufall, ob er Sie mit mir zusammenführen will oder nicht? Ich bekam gestern einen Brief von meinem Freunde Harder, der mir Ihren Besuch in Aussicht stellte. Warum sind Sie denn nicht sogleich zu mir gekommen? Na, ich sehe schon, Sie sind um die Antwort verlegen. Sie hatten keine Lust und wollen das nicht gern gerade heraus sagen. Aber da sehn Sie ja: Niemand kann gegen sein Schicksal, Sie mußten mich finden und ich Sie, und das ist mir nach Allem, was mir Harder schreibt, recht lieb. Er hat mir aber natürlich nichts Ausführliches geschrieben und ich will nun Alles von Ihnen selber genau hören. Kommen Sie, erzählen Sie mir, wie es Ihnen gegangen ist. Ich frage darnach nicht aus bloßer Neugierde, sondern weil ich mich wirklich für Sie interessire."

Die Aufforderung des alten Herrn erfolgte in einer gewissen treuherzigen Weise, die durchaus nichts von

Zudringlichkeit hatte, und so sehr auch Ottmar, während er dem Wunsche des Alten nachgab, anfangs bemüht war, sich ganz kurz zu fassen und zurückhaltend zu sein, befriedigte er doch, durch naive und gutmüthige Fragen immer weiter geführt, die Wißbegier seines Wirthes und entdeckte ihm offenherzig nicht nur seine gegenwärtige Lage, sondern auch im Wesentlichen all seine bisherigen Erlebnisse und Erfahrungen, insoweit diese nicht auch zugleich fremdes Geheimniß waren.

„Und die junge Dame“, bemerkte Herr Ebert, „die es wagte, mitten unter feindseligen Leuten Ihnen ein freundliches Wort zu sagen — lieber Herr Ottmar, Sie haben mir noch nicht gestanden, daß Sie diese junge Dame recht lieb haben!“

Diese Bemerkung ließ Ottmar sogleich wieder an Harder denken. Er schwieg einige Augenblicke verstimmt, denn er argwöhnte, der Alte sei bezüglich dieses Punktes mit einer besondern Instruction versehn.

„Hat sich Herr Harder erlaubt, eine derartige Vermuthung auszusprechen?“ fragte er dann.

„Ach, wenn er das auch nicht gethan hätte, ich konnte ja Alles aus dem Tone errathen, in welchem Sie selbst dieses Fräulein Elisabeth erwähnten; aber Harder hat allerdings Ihrer Neigung gedacht und ich will Ihnen diese Stelle seines Briefes zeigen, damit Sie sehn, daß es nur in einer Weise geschehn ist, die Sie nicht verletzen kann.“

„Herr Ebert“, sagte Ottmar, nachdem er gelesen, „das fragliche Verhältniß wird hier, wie ich zugebe, nur in vollkommen zarter und discreter Weise erwähnt; immerhin aber muß es mich doch unangenehm berühren, daß ein Dritter, überdies ein für mich eigentlich ganz Fremder sich überhaupt erlaubt, davon zu sprechen.“

„Ich begreife, daß Sie dies auffällig finden“, antwortete Herr Ebert. „Indeß werden Sie über diesen Umstand vielleicht bald eine befriedigende Aufklärung erhalten. Für jetzt will ich Ihnen nur die Versicherung geben, daß Harder wo nicht verpflichtet, doch berechtigt ist, sich um das Wohl und Weh Elisabeth's zu bekümmern; auch ist natürlich, daß er mir Mittheilung darüber macht, denn die Familie Arndt ist auch mir nicht unbekannt und ich habe guten Grund, mich für das Schicksal der jungen Dame zu interessiren. Doch davon später! Ich kann mir vorstellen, daß Ihnen dies zarte Verhältniß die bevorstehende Reise, die im Uebrigen für einen jungen und gebildeten Mann viel Anziehendes haben muß, doch bedeutend verleiden wird. Aber betrachten Sie nur guten Muthes Ihr gegenwärtiges trübes Geschick als eine Saat, aus der Ihnen noch köstliche Früchte erwachsen müssen. Sie wissen ja, dem Muthigen gehört die Welt.“

Darauf ertheilte er Ottmar mancherlei Rathschläge, versprach ihm einige wirksame Empfehlungsbriefe nach Westindien oder Brasilien, rieth ihm, die Abreise nicht

zu übereilen und, namentlich wenn er sich für Brasilien entscheiden sollte, einen der Dampfer statt eines langsamen und unbequemen Segelschiffes zu benutzen.

„Es fehlt mir“, bemerkte Ottmar, „gegenwärtig nicht an Zeit, wohl aber an reichlichem Geld, und so bin ich genöthigt, auf die schnellere Reisegelegenheit zu verzichten und die wohlfeilere zu wählen; übrigens wird diese wohl auch für mich, da ich noch nie zur See war, die interessantere und lehrreichere sein.“

„Nun, nun, das wird sich ja Alles finden“, sagte der Alte. „Uebereilen Sie sich nur nicht; und da Sie die Mittel zu schonen haben, so verlassen Sie heute noch Ihr Gasthaus und kommen Sie zu mir. Meine Wohnung ist geräumig genug.“

Dieses Anerbieten lehnte Ottmar dankend ab und Herr Ebert fuhr fort: „Sie fürchten vielleicht, mich zu belästigen; aber das ist nicht der Fall; ich habe mehrere unbenutzte Zimmer übrig. Es ist wirklich mein Wunsch, mich Ihrer Gesellschaft so lange als nur möglich erfreuen zu können. Haben Sie mich doch auch zu großem Danke verpflichtet! Harder hatte Sie mir aufs Wärmste empfohlen, aber Sie selbst empfahlen sich mir sogleich womöglich noch mehr. Ich gewann Sie beim ersten Anblick um so lieber, jemehr mich die Unart jenes jungen Burschen ärgerte, der so ungezogen lachte, weil er einen bejahrten Mann zu Boden stürzen sah. Ich kenne kaum irgendetwas, was mich mehr aufbringen und erbittern

könnte, als solch ein albernes und herzloses Benehmen. In meiner Jugend hatt' ich einen Freund, mit dem ich mich auf immer entzweit habe, weil er die alberne Gewohnheit nicht ablegen wollte, stets zu lachen und nachzuäffen, wenn sich jemand in der Rede ein wenig versprach. Ich konnte solchen unverständigen Spott nie ausstehen, und gleichwohl ist das Lachen über ein solches Stolpern und Fallen in der Rede immer noch harmlos im Vergleich mit dem Lachen über einen Sturz, der einen Menschen zum Krüppel machen oder tödten kann."

In diesem Augenblicke öffnete die Haushälterin die Thür und sagte: „Hier ist Obrecht."

Der Angekündigte trat sofort heitern Antlitzes ein.

Aber seine fröhliche Miene wich schnell dem Ausdrucke schwerer Verlegenheit und Ottmar erschrak beinahe im Namen des armen Knaben, der kein anderer war, als der unglückliche Lacher.

Ottmar's Besorgniß sollte sich leider als nur zu gegründet erweisen. Das schmerzte ihn um so mehr, als er ein ganz besonderes Wohlwollen für den zur Unzeit lustig gewesenen Neffen des Alten empfand. Dieses Wohlwollen wäre unter allen Umständen erklärlich gewesen, denn die ganze Erscheinung des Knaben war höchst einnehmend und ein Jeder, der ihn nicht mit so befangenen Augen betrachtete, wie jetzt Herr Ebert, hätte einräumen müssen, daß sich aus diesem edelgebildeten, reinen und jugendfrischen Gesicht durchaus nichts

Böses herausdeuten ließ, daß vielmehr nur alles Gute darin zu lesen stand. Aber Ottmar war sich auch eines womöglich noch natürlichern Grundes seiner Zuneigung zu dem Knaben bewußt: die Gesichtszüge desselben hatten nämlich eine so auffällige Aehnlichkeit mit denen Elisabeth's, daß man hätte schwören mögen, er sei ein jüngerer Bruder, den sie freilich nicht hatte, wo nicht gar sie selber in Knabentracht.

Diese Augen waren sicherlich nicht fähig, jemals einen Ausdruck der Schadenfreude zu zeigen; — aber der alte Herr Ebert war nun einmal befangen, und die unangenehme Ueberraschung, in dem erwarteten Neffen nur den unausstehlichen Lacher wiederzufinden, verblendete ihn ganz und gar. Sein Gesicht drückte nur Strenge und Zorn aus. Er hielt eine kurze aber bittere Strafrede und erklärte dann, was weder Ottmar noch Moritz erwartet hatten, daß er nichts von dem Neffen wissen möge und sich gänzlich von ihm lossage.

„Auch nicht eine einzige Nacht", schloß er, „will ich mit dem herzlosen Spötter unter einem Dache leben, der wohl noch mein Mörder werden könnte!"

Ottmar sah ein, daß in diesem Augenblicke jedes Wort zu Gunsten des Knaben vergebens sein würde. Gleichwohl mocht' er sich jetzt nicht entfernen, so peinlich auch der Auftritt für ihn war. Er mußte einstweilen Alles geschehen lassen und nahm sich vor, seinerseits zu sprechen, sobald der erste Zorn des Alten verraucht sein würde.

„Reise noch heute wieder ab“, sagte Herr Ebert. „Geh zurück zu Deinem Vormund und komm mir nie wieder unter die Augen.“

Moritz hatte bis jetzt gesenkten Blickes, zitternd und schweigend dagestanden. Nach den letzten Worten des Alten erhob er jedoch den Kopf und sprach mit großer Entschiedenheit:

„Zu meinem Vormund kann ich nicht wieder zurück, Oheim. Wenn Sie mich eines armseligen Umstands wegen, wobei ich nichts Schlimmes dachte, verstoßen können, so ist mir dadurch schon die Lust verleidet, bei Ihnen zu bleiben, selbst wenn Sie Ihren Ausspruch wieder zurücknähmen. Aber Sie haben mich aus meiner bisherigen Lage gerissen, in die ich nicht wieder zurück kann, und deßhalb sind Sie jedenfalls verpflichtet, mir behilflich zu sein, um in eine neue zu kommen. Ich brauche wenig. Ich verlange nur die Erlaubniß und das nöthige Geld, nach Südamerika zu reisen. Ich habe Sprachkenntnisse und will dort schon mein Fortkommen finden.“

Der Alte sann einige Augenblicke nach, dann betrachtete er schweigend den jugendlichen Sprecher und Ottmar erwartete, die ziemlich trotzige Rede desselben scharf getadelt zu hören.

Herr Ebert aber, der gar nichts daran auszusetzen zu haben schien, sagte endlich:

„Du bist nicht ganz so unverständig, wie ich fürchtete, Moritz, und ich habe nichts gegen Deinen Plan

einzuwenden. Geh nun in einen Gasthof und laß Deine Sachen sogleich dahin schaffen. Eva wird Dir dabei behilflich sein und Du sollst dort das Weitere erfahren."

Der Knabe zögerte einen Augenblick, als ob er noch mehr erwartete oder als ob er selber dem Alten näher treten wollte, um ihm wenigstens noch einige Abschiedsworte zu sagen. Herrn Ebert's Miene war jedoch so wenig einladend, daß Moritz nichts weiter versuchen mochte und nur mit einem ruhigen „Leben Sie wohl, Oheim," das Zimmer verließ.

„Ist es wirklich Ihr Ernst, den Knaben so hingehen zu lassen?" fragte Ottmar.

„Was anders als mein Ernst?" entgegnete der Alte kalt. „In solchen Angelegenheiten treib' ich niemals Scherz. Sie scheinen mein Verfahren hart zu finden, aber es ist nur gerecht und wird übrigens dem Jungen gewiß nützlich sein. Hätt' er mir nicht eine allzu entschiedene Abneigung eingeflößt, so würd' ich ihn seines raschen und auch gar nicht dummen Entschlusses wegen vielleicht liebgewonnen haben. Machen Sie sich um ihn keine Sorge. Er hat Recht, er wird da drüben ganz gewiß sein Fortkommen finden, wenn er sich nur hütet, zur Unzeit zu lachen. Und gegen sein Verlangen, daß ich ihm dazu behilflich sein müsse, find' ich auch nichts einzuwenden. Ich hatte ihn schon zu meinem Erben bestimmt und mich bereit erklärt, ihn förmlich an Kindesstatt anzunehmen. Das Verhältniß mit seinem bisherigen

Vormund wäre dadurch völlig gelöst worden, ja es ist thatsächlich bereits gelöst und die dermalige Lage dieses Mannes würde ihm kaum gestatten, den Knaben wieder in sein Haus zu nehmen, zumal da Moritz, für den ich bisher ein reichliches Kostgeld zahlte, fortan schlechterdings nichts weiter von mir zu erwarten hat, als das versprochene Reisegeld."

Ein Charakter, dachte Ottmar, mag dieser Herr Ebert wohl sein, aber sicherlich kein liebenswürdiger. Der Henker mag mit einem so launischen Alten auskommen!

Indeß gab er die Hoffnung nicht auf, ihn zu Gunsten des Neffen noch anders zu stimmen, nur wagt' er dies im Augenblick nicht zu versuchen. Er nahm endlich Abschied, mußte aber versprechen, des andern Tages wieder zu kommen, und dies Versprechen gab er sehr bereitwillig, denn er hoffte den alten Herrn am folgenden Tage gefügiger zu finden.

3.

Der eigensinnige Alte.

Bevor Ottmar das Haus verließ, erkundigte er sich noch bei Frau Eva, der Haushälterin, nach dem Gasthause, wohin sich Moritz begeben hatte. Sie gab ihm die gewünschte Auskunft und konnte sich dabei nicht enthalten, ihre Meinung über den verstoßenen Neffen kundzugeben.

„Ich bin herzlich froh“, sagte sie, „daß Herr Ebert so vernünftig gewesen ist, diesen jungen Taugenichts gleich wieder fortzujagen. Du lieber Gott, daß ein so junger Mensch schon so niederträchtig sein kann!“

„Niederträchtig sagen Sie, liebe Frau Eva? Da haben Sie den armen Moritz wohl misverstanden. Was hat er Ihnen denn erzählt?“

„Der hat mir kein Wort erzählt, nur gemurrt und gebrummt hat er!“

„Aber woher wissen Sie alsdann, was vorgefallen ist?“

Frau Eva sah, daß sie sich verrathen hatte, aber sie

mochte natürlich nicht gestehn, daß sie mit dem Ohr an der Thür die ganze Verhandlung mit angehört hatte und daher fand sie für gut, auf Ottmar's letzte Frage gar nicht zu antworten, sondern sagte mit einem Seufzer:

„Er hat doch gar zu unverzeihlich gehandelt. Wenn auch geschrieben ist: Das Trachten des Menschen ist böse von jugendauf —“

„So muß das darum nicht wahr sein, Frau Eva,“ fiel ihr Ottmar ins Wort. „Das Trachten des Menschen ist Wohlbefinden von jugendauf, nur daß er zu diesem Zwecke nicht immer die besten Mittel zu wählen versteht. Aber was Sie jetzt auch immer von Moritz gehört haben mögen, ich fürchte, Sie waren ihm schon vorher nicht recht hold.“

„Ei, das ist aber auch natürlich, Herr Ottmar!“ (diesen Namen konnte sie auch nur durch's Schlüsselloch erhorcht haben;) „ich bin viel zu sehr auf Herrn Ebert's Ruhe und Wohlsein bedacht, als daß ich es gelassen hätte ansehen sollen, wenn eine solche Plage ins Haus kam. Denn zur Plage wär' uns dieser junge Mensch ganz gewiß geworden. Ich hätte es keine vier Wochen mehr im Hause ausgehalten und wär' ich gegangen, dann würde Herr Ebert ja wohl gesehn haben, was er verloren hätte. Wozu braucht er denn noch andre Menschen ins Haus zu nehmen? Es fehlt ihm ja an nichts, er hat sein gutes Leben, seine Unterhaltung und seine Pflege. Diese könnt' er sich für den Abend seines

Lebens sichern, wenn er nur ein Bischen gescheidter wäre und seinen eigenen Vortheil verstände. Aber nein, da hat er den thörigen Einfall, den jungen Menschen kommen zu lassen, den er seinen Neffen nennt, obwohl er kaum verwandt mit ihm ist."

„Der Sohn seines verstorbenen Stiefbruders, wie ich hörte."

„Nun ja. Die Tante dieses Jungen, nämlich die Schwester seiner Mutter, lebt noch. Zu der hätt' er ja gehen können. Sie ist an einen Hofrath verheirathet, er heißt Arndt —"

„Mit dieser Familie ist Moritz verwandt!" sagte Ottmar, dem sich nun die außerordentliche Aehnlichkeit des Knaben mit Elisabeth erklärte.

„Sie kennen diese Familie, Herr Ottmar? Natürlich, Sie kommen ja aus der nämlichen Stadt. Herr Ebert kennt diese Leute auch und ich weiß nur soviel, daß er nicht gut auf sie zu sprechen ist. Er mag wohl guten Grund dazu haben. Früher haben sie einmal viele Briefe an ihn geschrieben und sich erboten, den Moritz in ihr Haus zu nehmen und zu erziehen; Herr Ebert hat das aber nicht zugegeben, weil er merkte, wie es gemeint war. Sie speculirten dabei nur auf sein Vermögen, wovon sie wenigstens einen großen Theil einmal in ihre Hände zu bekommen hofften. Aber die werden nichts erben, soviel weiß ich."

„Frau Eva", sagte Ottmar, „wenn ich Sie nun

recht schön bitte, bei Herrn Ebert ein gutes Wort für den armen Jungen einzulegen? Sie müssen nicht so hartherzig sein!"

„Ich hartherzig? ach, Herr Ottmar, ich bin in meinem Leben immer allzu gefühlvoll gewesen; — aber alles was recht ist! Sie sind ein so artiger hübscher Herr und ich wollt' Ihnen gern Alles zu Gefallen thun, nur verlangen Sie nicht, daß ich für den naseweisen Burschen ein gutes Wort sprechen soll."

Ihre Abneigung war offenbar eine unüberwindliche und Ottmar gab sich daher keine weitere Mühe, zumal da er den wahren Grund zu errathen glaubte, worauf diese Abneigung beruhte. Das kühne Trachten der Wittwe ging, so schien es, dahin, noch zu dem Range der Gemahlin des alten Herrn erhoben zu werden und dies Ziel mochte ihr nur dann erreichbar scheinen, wenn sich niemand im Hause befand, der sich zwischen sie und Herrn Ebert drängen konnte. Daß der letztere ganz gewiß der Mann nicht war, die Wünsche der ehrgeizigen und heirathslustigen Wittwe zu erfüllen, begriff Ottmar; aber Frau Eva war viel zu überzeugt von ihrem Werthe und ihren Verdiensten, namentlich aber viel zu sehr beherrscht von ihrem sehnlichen Verlangen, um ebenso klar sehn zu können.

Sein Interesse für Moritz hatte sich durch die Kunde von dessen Verwandtschaft mit Elisabeth nur zu steigern vermocht, und er wünschte von Herzen, zwischen dem

eigensinnigen Oheim und dem trotzigen Neffen Frieden stiften zu können. Er suchte denn auch sogleich den letztern im Gasthause auf, sah sich aber ziemlich unfreundlich von Moritz empfangen, dem er, was übrigens leicht genug erklärlich war, ein nicht geringes Mistrauen einzuflößen schien. Der Knabe zeigte sich mürrisch und wortkarg. Eine Zeitlang hörte er gleichwohl ruhig zu, während Ottmar all seine Beredsamkeit erschöpfte, um das Vertrauen des andern zu gewinnen und ihn zu einem versöhnlichen Schritte bei Herrn Ebert zu bewegen.

„Läßt mir das Alles Herr Ebert sagen?“ fragte Moritz endlich.

„Ich kam nicht in seinem Auftrage“, antwortete Ottmar; „aber ich wünsche und hoffe in seinem Sinne gehandelt und gesprochen zu haben.“

„Ich bitte Sie recht dringend, mich nun allein zu lassen“, sagte Moritz; und als der unwillkommene Besucher diesen Wunsch nicht sogleich erfüllte, sondern weiter zu sprechen begann, fügte er hinzu: „Ich könnte die Klingel ziehen und die Leute im Hause bitten, mich von Ihnen zu befreien; hoffentlich aber machen Sie das nicht nothwendig. Ich betrachte Sie jetzt nicht mehr als anwesend.“

Mit diesen Worten trat er an ein offenes Fenster und schaute hinaus.

Ottmar nahm dies Benehmen nicht übel. Er

wunderte sich nicht über die Verstimmung des Knaben und entfernte sich, indem er sich vornahm, am nächsten Tage den Versuch zu erneuern.

Er hielt es für nothwendig, vor allen Dingen die andere und mächtigere Partei, Herrn Ebert, friedfertig zu stimmen und er säumte daher am folgenden Tage nicht, den alten Herrn wieder zu besuchen. Bei diesem fand er um so freundlichere Aufnahme.

„Sie kommen mir doppelt erwünscht", sagte Herr Ebert, der soeben sein sehr substantielles Frühstück beendigt hatte, „denn ich möchte Sie bitten, die Sache mit dem jungen Sünder für mich zu Ende zu bringen. Es liegt jetzt hier eine Bark, der Adler, in Ladung, und dies Schiff wird wahrscheinlich in den nächsten Tagen segeln. Es ist nach der südamerikanischen Westküste bestimmt, wird aber zuvor Montevideo anlaufen, um dann weiter nach Callao zu segeln. Peru ist ein Land für solche junge Taugenichtse, und wenn der Junge vernünftig wird, kann er es dort mit der Zeit zu etwas bringen. Mit dem Kapitain des Adlers hab' ich auch schon sprechen lassen; er ist bereit, den jungen Passagier mitzunehmen. Was sonst Alles zu besorgen ist, nehme ich auf mich. Den Moritz aber mag ich auf keinen Fall wieder sehn und deßhalb bitt' ich Sie, da Sie doch einmal mehr Antheil an ihm nehmen, als er verdient, ihm diesen Brief nach Callao zu geben, den er gut aufbewahren soll, und zugleich diese Rolle, die das letzte

Sümmchen enthält, welches er von mir noch bekommt. Die Passage zahl' ich natürlich außerdem noch, das versteht sich. Und sorgen Sie dafür, daß sich der Junge sogleich an Bord verfügt, das Schiff könnte sonst ohne ihn segeln."

„Ich kann noch nicht glauben, daß Sie das Alles ernstlich meinen, Herr Ebert", sagte Ottmar. „Wenn Sie die ganze weite Welt durchreisten, einen Neffen zu suchen, Sie könnten keinen bessern finden, als den Sie da so unbarmherzig von sich stoßen!"

„Ei, lieber keinen, als solch einen! Kennen Sie denn den Jungen? Was wissen Sie denn Gutes von ihm? Sind Sie nicht selber Zeuge seines abscheulichen Benehmens gewesen?"

„Ich halt' es für meine Pflicht, mich seiner anzunehmen, weil er nahe verwandt mit jemand ist, der meinem Herzen sehr nahe steht."

„Ja so!" sagte Ebert; „ich verstehe! darauf legen Sie Gewicht? Aber entschuldigt denn das irgendwie diesen Burschen?"

„Er vergaß sich einen Augenblick, aber —"

„Ich muß Sie bitten, mich da mit jedem Aber zu verschonen!" fiel Herr Ebert etwas hastig ein. „Ich weiß meine Leute auch zu beurtheilen. Sprechen wir nicht mehr von dem Jungen. Ich bin fertig mit ihm. Sie sollten sich die Geschichte nicht zu Herzen nehmen, haben Sie doch mit sich selber genug zu thun. Da,

stoßen wir an!" fügte er hinzu, indem er die Flasche auf seinem Frühstückstische ergriff und zwei Gläser füllte. „Es gilt Ihre glückliche Zukunft! Und nun werden Sie wieder heiter und sprechen Sie wie gestern, denn wahrlich, selbst Ihre Stimme ist matt geworden, als könnten Sie kein lautes Wort mehr sagen."

Ottmar lächelte, weil der alte Herr glaubte, er spreche aus Mißmuth leise; er hatte wirklich seine Stimme sehr gedämpft, weil er fortwährend Frau Eva hinter einer Thür vermuthete, und er verhehlte dies Herrn Ebert nicht.

„Ja", sagte dieser, „dagegen läßt sich wenig thun und ich frag' auch wenig darnach, ob ein Lauscher zuhört oder nicht. Aber seien Sie unbesorgt, Frau Eva ist in diesem Augenblicke nicht zu Hause. Man muß dieser Frau etwas zu Gute halten; sie hat auch ihren Kummer. Seit zwanzig Jahren ist sie Wittwe und während dieses langen Zeitraums ebenso unabläßig als vergebens bemüht gewesen, sich wieder zu verheirathen. Ein junger Mann wär' ihr am angenehmsten, aber sie ist nicht zu schwierig in der Wahl. Können Sie glauben, daß sie sogar auf mich alten Burschen ein Auge geworfen hat? Was mir an Jugend mangelt würde natürlich mein bischen Geld ausgleichen. Sie hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben, eines Tages Frau Ebert zu heißen; um inzwischen keine sonstige Gelegenheit zu versäumen, studirt sie jeden Heirathsantrag in der Zeitung. Ich

lasse sie in alldem gewähren und thue, als bemerk' ich nichts davon, denn sie hat als Haushälterin einige sehr gute Eigenschaften und ich bin einmal an sie gewöhnt."

Von der Haushälterin suchte Ottmar das Gespräch wieder auf den Neffen zu lenken, aber alle Mühe erwies sich da als unnütz, der alte Herr war nicht zu rühren und nicht zu erweichen. So oft jener die Angelegenheit wieder berührte, ward Herr Ebert gleich ungeduldig, beinahe heftig, während er sich im Uebrigen dem jungen Manne nicht wohlwollend genug zu zeigen wußte. Als Ottmar endlich ging, um seinen Auftrag bei Moritz auszurichten, mußte er abermals ausdrücklich versprechen, den Besuch zu wiederholen.

4.

Der jugendliche Trotzkopf.

Ottmar fand den Knaben, als er ihm mittheilte, was ihm Herr Ebert aufgetragen hatte, ganz einverstanden und zufrieden damit. Er empfing den an ein Handelshaus in Callao adressirten Brief und das Geld, dankte dem Ueberbringer artig aber kalt für seine Mühe und schien dessen sofortige Entfernung zu erwarten.

„Da du nun einmal fest entschlossen scheinst, zu unterlassen, was wohl deine Pflicht wäre, Moritz," sagte Ottmar, „ich meine, da du Herrn Ebert weder besuchen noch an ihn schreiben willst und es also bei der Abreise bleiben wird, so ist wohl das Beste, daß wir uns ohne Verzug an Bord des Adlers begeben. Ich halt' es nicht, wie Herr Ebert, für nöthig, daß du sogleich dort bleibst; aber es ist immer gut, du siehst dir das Schiff schon vorher einmal an, machst dich ein wenig bekannt damit und erkundigst dich bei der Gelegenheit zugleich, welche Gegenstände etwa für die Reise noch anzuschaffen sein mögen."

Das leuchtete dem jungen Auswanderer ein, und Beide begaben sich alsbald nach dem Hafen, stiegen in eine Jolle und ließen sich nach dem Adler rudern.

Der Kapitain befand sich an Bord und sie fanden ihn bereits von allem Erforderlichen unterrichtet. Er bestätigte, daß es sehr rathsam für den Passagier sei, noch am nämlichen Tage seine Sachen an Bord schaffen zu lassen und dann auch selbst dazubleiben, weil es sonst leicht geschehen könne, daß man im Augenblicke der Abfahrt keine Zeit und Gelegenheit mehr haben werde, ihn am Land aufsuchen zu lassen.

Der Kapitain war ein freundlicher und verständiger Mann, das Schiff war zwar schon ziemlich alt, aber immerhin ein sehr tüchtiges Fahrzeug, auch recht gut zur Aufnahme einiger Passagiere eingerichtet, und Ottmar kam daher auf den Gedanken, diese Reisegelegenheit selbst zu benutzen. Er sagte dies dem Kapitain und versprach, sogleich die nöthigen Anstalten zu treffen, um sich womöglich am folgenden Tage ebenfalls an Bord einfinden zu können.

Moritz hatte mit Verwunderung zugehört, als Ottmar solchergestalt von seiner eigenen Reise in diesem Schiffe gesprochen hatte. Er kannte natürlich die Verhältnisse Ottmars nicht und hatte nicht einmal gewußt, daß dieser ebenfalls eine Seereise beabsichtigte und übrigens in Hamburg ebenso fremd wie Moritz war. Da er ihn aber für einen Freund und Vertrauten Herrn

Ebert's hielt, so war ihm die Aussicht, in Gesellschaft dieses jungen Mannes reisen zu sollen, dessen Absichten er sich nicht zu erklären vermochte, höchst unangenehm.

Er gab dies deutlich genug zu verstehen, während Beide wieder an Land gingen.

„Weßhalb müssen Sie diese Reise machen?" fragte er. „Könnten Sie nicht wenigstens ein anderes Schiff wählen?"

„Ich mache die Reise nicht aus freiem Entschlusse, sondern weil ich dazu gezwungen bin, mein junger Freund. Ein anderes Schiff könnt' ich zwar wählen, aber ich ziehe dieses vor, weil ich gern in deiner Gesellschaft reisen möchte."

„Ich aber möchte lieber allein reisen," sagte Moritz. „Ich bedarf keines Wächters!"

„In dem Sinne, wie du dies Wort jetzt zu verstehen scheinst, will ich auch gewiß nicht dein Wächter sein, obwohl mir es eine Freude sein würde, wenn ich es im besten Sinne des Wortes wirklich sein könnte."

„Es geschieht vielleicht auf Herrn Ebert's Verlangen, daß Sie mit im Adler reisen?"

„Nein", sagte Ottmar. „Herr Ebert weiß bis jetzt noch gar nichts von meiner Absicht. Etwas möcht' ich aber gern von dir wissen, Moritz: warum gibst du eine so große Abneigung gegen mich zu erkennen?"

Moritz schwieg.

„Vielleicht“, fuhr Ottmar fort, „bist du in dem Wahne befangen, daß ich dir bei Herrn Ebert geschadet habe. Ich würde einen solchen Gedanken bei dir begreiflich finden und ihn bereitwillig verzeihen. Aber wüßtest du nur, wie schweres Unrecht du mir damit thust! Ich bin ganz anders gegen dich gesinnt, als Herr Ebert, und sähe gar gern, daß ihr euch versöhntet, so lange es noch Zeit ist.“

„Was wollen Sie eigentlich von mir?“

„Dein Vertrauen. Ich möchte dir mit Rath und That beistehen, soweit es nur in meinen Kräften steht.“

„Ich will mir selber helfen. Uebrigens bin ich Ihnen völlig fremd.“

„Nein, lieber Moritz; im ersten Augenblicke, da ich dich sah, warst du mir schon nicht mehr fremd, denn dein Gesicht erinnerte mich an jemand, den ich sehr lieb habe und dem du außerordentlich ähnlich bist.“

„Das kann mir doch ganz gleichgiltig sein.“

Ottmar konnte voraussetzen, daß Moritz die Familie Arndt, mit welcher er verwandt war, wenigstens dem Namen nach kannte; er war jedoch in einer andern Stadt erzogen und hatte niemals einen dieser Verwandten zu sehen bekommen. Es rührte ihn denn auch sehr wenig, als sich Ottmar die Mühe nahm, ihm zu erklären, wem er so auffällig ähnlich sei.

„Dieser Umstand nahm mich sogleich für dich ein;

aber ich habe dich seitdem schon während unsers so kurzen Umgangs hinreichend kennen gelernt, um dir auch deiner selbst willen zugethan zu sein. Ich weiß, daß du eine ganz andere Behandlung verdienst, als dir Herr Ebert zu Theil werden ließ. Und sodann bin ich, obwohl ganz gegen meinen Willen, vielleicht doch ein wenig mit die Ursache gewesen, daß dein Oheim so hart gegen dich war. Wär' ich ihm bei der ersten Begegnung auf der Straße, wo ich ihn ebensogut wie du zum allerersten Male sah, nicht hilfreich beigesprungen, und wär' ich dann, als du zu ihm kamst, nicht bei ihm gewesen — wer weiß, ob er sich dann nicht weit weniger unfreundlich gegen dich und versöhnlicher gezeigt hätte. Bin ich nun auch bei alledem frei von aller Schuld, so ist es doch mein sehnlicher Wunsch, das Uebel, welches in meiner Gegenwart eintrat, so weit ich es nur vermag, wieder gut machen zu helfen."

„Sie wissen ja, daß Alles abgethan und nichts mehr gut zu machen ist."

„O, vielleicht ist das doch möglich, Moritz! Aber lassen wir für jetzt Herrn Ebert ganz aus dem Spiele. Warum sollten wir nicht Freunde sein? Ich bin eigentlich in gleicher Lage wie du, nur daß die meinige noch schlimmer ist, denn ich muß die Heimat verlassen, während du freiwillig gehst."

„Meine Freundschaft kann Ihnen nichts nützen."

„Die Freundschaft nützt unter allen Umständen durch ihr bloßes Vorhandensein, aber man pflegt nicht ihre besondern Vortheile auszurechnen. Sieh, Moritz, du sollst und wirst doch noch Vertrauen zu mir gewinnen, so bald du mich etwas genauer kennen lernst, wozu die lange Reise Gelegenheit genug bieten wird.“

„Herr Ottmar, ich wünsche und ich bitte Sie angelegentlich und dringend darum, daß Sie doch noch ein anderes Schiff wählen. Reisen Sie aber im Adler, so versprech' ich Ihnen im Voraus, daß ich nie ein Wort mit Ihnen sprechen werde, soweit es nicht ganz unvermeidlich ist.“

„Es thut mir weh, dich so sprechen zu hören,“ sagte Ottmar; „aber ich weiß gewiß, daß dich die Zukunft anderen Sinnes machen wird. Was mich anlangt, ich habe dich einmal gefunden und will dich nicht wieder verlieren. Mir ist, als wär' ich zu deinem Schutzgeiste berufen und diesem Amte werd' ich treu sein.“

Moritz maß den Gefährten vom Kopf bis zu den Füßen mit einem Blicke voll Verachtung, der sich glücklicherweise mehr komisch als bösartig ausnahm.

Sie kamen in diesem Augenblicke am Schaufenster eines Photographen vorüber. Ottmar blieb stehen und hielt auch den jungen Begleiter vor den ausgestellten Bildern zurück.

„Moritz“, sagte er, „da du es so hartnäckig verschmähst, dir von mir einen Gefallen thun zu lassen,

läßt du dich vielleicht um so eher bereit finden, deinerseits mir einen Gefallen zu thun. Ich besitze kein Bild von meiner Freundin, deiner Verwandten. Wie, wenn du dich für mich photographiren ließest? Du siehst, ich will das Bild nicht als Andenken an dich haben, aber ich werde es betrachten, so oft ich an meine ferne Freundin denke."

„Sie werden also nicht im Adler reisen? Um diesen Preis erfüll' ich Ihren Wunsch."

„Das kann ich denn doch nicht versprechen", antwortete Ottmar.

„Versprechen Sie mir wenigstens, mich nicht mehr zu belästigen und nicht mehr von einem Schutzgeistamte und dergleichen zu sprechen; dann will ich Ihnen den Gefallen thun."

„Gut, dies Versprechen kann ich dir geben. Laß uns sogleich hier eintreten; der Mann scheint seine Sache zu verstehen. Dich, Moritz, brauch' ich nicht erst zu bitten, eine natürliche ungezwungene Stellung zu nehmen, damit du nicht aussiehst, wie diese photographirten Herren hier, die sich ausnehmen, als hätten sie etwas Haarsträubendes verübt und hörten jetzt ihr Urtheil sprechen oder als sollten sie soeben erschossen werden."

Moritz lachte.

„Komm", sagte Ottmar, „ich bin so froh, dich wieder lachen gehört zu haben!"

Moritz ließ es sich angelegen sein, sofort wieder

seine mürrische Miene zu zeigen, während sie bei dem Photographen eintraten. Er behielt sie auch bei, als das Geschäft abgethan war und er wieder mit Ottmar die Straße entlang schritt. Bald hatten sie den Gasthof erreicht, wo Moritz wohnte.

„Auf Wiedersehen morgen!“ sagte Ottmar.

Moritz erwiederte nichts, er schüttelte nur mit dem Kopfe und eilte ins Haus.

5.

Vereitelte Absicht.

Herr Ebert hatte nichts versäumt, was in Betreff der Reise seines Neffen Moritz Obrecht erforderlich war; Alles war besorgt und in Ordnung gebracht, und der Knabe, der zu seiner Genugthuung alle Schwierigkeiten beseitigt sah, säumte nicht, sich an Bord des Adlers zu verfügen.

„Ist Ihr Freund, Herr Ottmar, noch gesonnen, mitzureisen?“ fragte ihn der Kapitain.

„Wie kommen Sie dazu, Kapitain, diesen Herrn, dem ich nur zufällig hier begegnet bin, meinen Freund zu nennen?“ erwiederte Moritz.

„Nun, also nicht Ihr Freund, sondern Herr Ottmar schlechtweg; wird er mitreisen?“

„Ich weiß das nicht,“ sagte Moritz, „halte aber für wahrscheinlich, daß Herr Ottmar sich anders entschlossen hat, und es wird auf ihn wohl weiter nicht zu rechnen sein.“

Er erlaubte sich diese Unwahrheit, um den Kapi-

tain abzuhalten, noch ausdrücklich zu Ottmar zu schicken und bei diesem selbst anfragen zu lassen; unterblieb dies, so hoffte er, das Schiff werde vielleicht segeln, bevor sich jener wieder eingefunden hatte.

Ottmar war gleichwohl entschlossen, im Adler zu reisen. Er hatte jedoch schon mehrfach gehört, daß diese Kapitaine nicht leicht an dem Tage segeln, auf den sie ursprünglich die Abreise festgesetzt haben, und daß sie immer einen Vorwand finden, die Abfahrt um einen und um noch einen Tag zu verschieben. Bald findet es sich, daß noch einige nöthige Einkäufe zu machen sind, bald ist der Wind noch nicht recht, bald hält sie irgend ein Aberglaube zurück, wenn sie das auch nicht offen gestehen, es ist z. B. gerade Freitag, an dem auch heutigen Tags noch viele alte Kapitaine Bedenken tragen, unter Segel zu gehen, bald wollen sie der Frau am Lande gern noch einen Tag schenken, genug, es findet sich immer irgend ein Grund zum Aufschub und nur eine recht günstige Brise hat Macht und Einfluß genug, alle Ausflüchte zu entkräften. Eine solche Brise wehte jetzt nicht, und daher mochte Ottmar, obwohl er sich reisefertig machte, sich doch dabei nicht übereilen, denn er glaubte gar keinen Grund zur Eile zu haben.

Am folgenden Tage ging er wieder zu dem alten Herrn, wie er es diesem versprochen, um ihm Bericht über Moritz zu erstatten und auch womöglich noch etwas zu Gunsten des letztern auszuwirken.

Als er in der Wohnung Herrn Eberts erschien, ließ ihn Frau Eva in ein Zimmer treten und bat ihn, hier ein wenig zu warten, weil der Herr mit jemand beschäftigt sei. Sie theilte ihm auch ungefragt von freien Stücken mit, wer bei ihrem Herrn und womit dieser beschäftigt war; nämlich ein Notar war da und Herr Ebert machte ein Testament, d. h. er stieß sein altes Testament um, wodurch er den Neffen zum Erben eingesetzt hatte, und errichtete ein ganz neues.

„Das schöne Vermögen", sagte die Haushälterin, „fällt nun, da Herr Ebert keine Verwandten weiter zu berücksichtigen hat, zum größten Theil an verschiedene milde Stiftungen; aber es sollte mich gar nicht wundern, wenn auch für Sie ein ansehnliches Legat ausgesetzt würde, Herr Ottmar. Sie glauben gar nicht, wie werth Herr Ebert Sie schätzt. Ich wollt' es Ihnen auch von Herzen gönnen, ebenso wie ich es den milden Stiftungen gönne; da wird doch einst was Gutes mit dem Gelde ausgerichtet, das in den Händen des jungen Menschen an der unrechten Stelle gewesen wäre."

„Hoffentlich wird ihn Herr Ebert doch nicht ganz unbedacht lassen", sagte Ottmar; „und Sie müssen auch bedenken, Frau Eva, daß Moritz das Geld nicht gleich in die Hände bekäme, sondern erst, wenn er mündig und recht verständig geworden."

„Der wird in seinem Leben nicht verständig!" erwiederte die Haushälterin. „Ich sah ihm auf den

ersten Blick an, weß Geistes Kind er war, als er zuerst ins Haus kam. Er fand mich hier, während ich eben eine Prise Tabak nahm, und lachte darüber wie ein Kobold. Schmeckt's, Mütterchen? fragte der alberne Junge. Als ob ich wie ein altes Mütterchen aussähe! Ich bin eine Frau in den besten Jahren. Aber dem jungen Naseweis ist dafür auch ganz recht geschehen und die Leute in der Fremde werden ihm den Kopf schon noch zurechtsetzen."

„Er hat Sie gewiß nicht beleidigen wollen, wenn er lachte. Und Sie müssen doch einräumen, daß er im Uebrigen ein lieber artiger Junge war, der viel zu hart bestraft worden ist."

„Zu hart? artig? Na, Herr Ottmar, Sie spaßen blos. Ich bin eine honette Frau und nicht gewohnt, mich auslachen zu lassen, noch dazu von einem solchen Gelbschnabel. Es ist ein wahres Glück für Herrn Ebert, daß er ihn los ist. Fremde Kinder ins Haus nehmen, das thut niemals gut, denn sie lohnen nur mit schwarzem Undank. Herr Ebert hätte längst besser für sich sorgen können und könnt' es noch, wenn er nur ein Einsehen haben wollte."

„Wissen Sie, was das Beste für ihn sein würde, Frau Eva?" sagte Ottmar.

„Nun, was würden Sie ihm denn vorschlagen, Herr Ottmar?"

„Vorschlagen könnt' ich ihm nichts; ich bin ja ein

Fremder, den er kaum flüchtig kennt. Meiner Ansicht nach aber sollte Herr Ebert heirathen."

„Nicht wahr? So hab' ich auch immer gedacht. Dann wäre für ihn gesorgt bis an sein Ende, sein Geld bliebe seiner Frau, wie sich's gehört, und die würde ihm ein treues Andenken bewahren."

„Wenn ihm daran liegt, Frau Eva, dann dürft' er kein junges Weib nehmen, denn die würde ihn doch bald vergessen, um sich wieder zu verheirathen. Sie selbst z. B., Frau Eva, würden schon zu jung für ihn sein."

Die Haushälterin, die in der That über funfzig Jahre zählte, fühlte sich sehr geschmeichelt.

„Ach, von mir ist ja nicht die Rede!" sagte sie lächelnd. „Aber, Scherz bei Seite —" Sie schien ein wichtiges Geheimniß mittheilen zu wollen; aber Herrn Eberts Klingel rief sie in diesem Augenblicke hinweg und Ottmar blieb allein.

Es währte noch einige Zeit, bevor sich der Notar entfernte und der Wartende Zutritt bei Herrn Ebert fand. Dieser empfing ihn mit sehr zufriedenem Gesichte.

„Ich habe eine wichtige Angelegenheit geordnet, Herr Ottmar", sagte er, „und fühle mich nun recht ruhig und gut aufgelegt, zumal da ich einen schweren Irrthum gut gemacht habe. Doch lassen wir jetzt meine Angelegenheiten und sprechen wir von den Ihrigen."

Ottmar erklärte seinen Entschluß, mit dem Adler zu reisen, und der alte Herr gab unverhohlen zu erkennen, daß diese schnelle Abreise überhaupt, namentlich aber die Wahl dieses Schiffes, ihm höchlich mißfiel.

„Warum sollten Sie nicht noch einige Tage oder Wochen warten?“ sagte er. „Sie dürfen unbesorgt sein, man wird Sie hier nicht so schnell vertreiben, und es wird Ihnen auch nichts schaden, wenn wir uns gemeinschaftlich noch etwas gründlicher über Ihr Reiseziel berathen. Sie haben alsdann auch vollauf Zeit, wenn Sie an Ihre Freunde geschrieben haben, deren Antworten noch hier zu erwarten, bevor Sie abreisen.“

Letzteres hoffte Ottmar wirklich, doch konnt' ihn diese Rücksicht keinenfalls von dem Entschlusse ablenken, der Reisegefährte Moritz Obrechts zu werden. Es war ihm sozusagen zur fixen Idee geworden, daß er die Ursache des Mißgeschicks dieses Verstoßenen gewesen, und nun hielt er es für eine unabweisliche Pflicht, ihn zu begleiten und über ihn zu wachen. Er zweifelte nicht, daß Eva richtig unterrichtet gewesen, als sie ihm mitgetheilt hatte, daß Moritz enterbt worden, und er hielt jetzt jeden Versuch, Herrn Ebert noch zu irgend einem Zugeständniß zu Gunsten des Neffen zu bewegen, für vergeblich. Diese Ueberzeugung trug aber auch dazu bei, ihn in seinem eigenen Entschlusse zu bestärken, und er machte daraus kein Hehl.

„Sie machen sich wirklich sehr überflüssige Sorge

um den Jungen“, sagte Herr Ebert. „Es ist durch diese Reise weit besser für ihn gesorgt, als Sie glauben. Doch, da fällt mir ein, daß ich einige Zeilen zu schreiben habe. Schenken Sie mir einige Augenblicke Geduld.“

Herr Ebert schrieb ein Briefchen und übergab es der Haushälterin mit der Weisung, es schleunigst befördern zu lassen. Es war an den Kapitain des Adlers gerichtet, den er dringend ersuchte, unter irgend einem Vorwande Ottmar die Passage in seinem Schiffe zu verweigern.

Dieser hinterlistige Schritt beweist, daß Herrn Ebert viel daran gelegen war, seinen neuerworbenen Freund noch einige Zeit in Hamburg zurückzuhalten.

„Sie fanden es, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, unpassend“, bemerkte der alte Herr, „daß sich ein Fremder, wie Sie sich ausdrückten, nämlich Herr Harder, um Ihre Herzensangelegenheit bekümmert hatte. Ich gab Ihnen schon die Versicherung, daß es ihm dazu nicht an einer gewissen Berechtigung fehlte, wenn auch natürlich nicht in Bezug auf Sie, so doch in Betreff des Fräulein Arndt.“

So scheint denn doch das Gerücht nicht ohne Grund zu sein, dachte Ottmar, demzufolge die Hofräthin diesen Harder zu ihrem Schwiegersohne erkoren hat. Er konnte sich nicht enthalten, gegen Herrn Ebert diesen Verdacht zu äußern, aber der alte Herr entgegnete:

„O, was glauben Sie denn! Möglich, daß die

Hofräthin fähig ist, mit einem so thörigen Plane umzugehen, aber Harder ist weit entfernt, an so etwas zu denken. Die Sache ist, er kümmert sich viel um das Fräulein sowohl als um ihren Bruder und dies geschieht in vollkommen unselbstsüchtiger Absicht und aus einem sehr ehrenwerthen Grunde. Ueber diesen Grund, den Sie vielleicht noch kennen lernen, ist die Hofräthin vermuthlich ganz im Unklaren und so mag die Theilnahme, welche Harder dem Fräulein seit Jahren, schon als sie noch ein Kind war, bewiesen hat, die Mutter zu ihrem sonderbaren Plane verleitet haben, der um so tadelnswerther sein würde, als ihm gewiß nur die Rücksicht auf Harders Vermögen zu Grunde läge. Es thut mir leid, daß ich Sie in dieser Beziehung über Harders Verhalten nicht aufklären kann, weil es sich dabei um ein Geheimniß handelt, das ich nicht verrathen darf. Ihnen aber, Herr Ottmar, wollt' ich, da mir Ihr zartes Geheimniß denn doch einmal verrathen ist, einen Rath geben. Sie werden natürlich mit Ihrer Freundin zu correspondiren wünschen und, wie die Umstände nun sind, werden Sie nicht direct schreiben können, sondern einer Mittelsperson bedürfen, welche Briefe für Sie empfängt und die Ihrigen befördert. Sie dürfen mir dies Alles nicht übel nehmen, ich bin ja ein alter Mann und weit entfernt, von Angelegenheiten, die Ihnen heilig sind, in frivoler Weise zu sprechen. Aber ich empfehle Ihnen mit gutem Gewissen

Herrn Harder als Mittelsperson. Er wird Ihnen gern und bereitwillig dienen und Sie dürfen ihm volles Vertrauen schenken."

Dem alten Herrn zu mißtrauen, fiel Ottmar schwer. Indeß, er und Harder waren, wie Herr Ebert selbst gestand, bezüglich der Familie Arndt im Besitz eines Geheimnisses, in welches man ihn selber, Ottmar, nicht einweihen mochte; erwog er dabei alle andern Umstände, so mußt' er es zum mindesten sehr bedenklich finden, Harders Dienste in Anspruch zu nehmen; doch äußerte er diese Bedenklichkeit jetzt nicht, sondern nahm Abschied von Herrn Ebert, indem er dessen Vorschlag in Erwägung zu ziehen versprach.

Herr Ebert hätte sich die Mühe sparen können, an den Kapitain des Adlers zu schreiben, denn sein Briefchen kam sehr bald uneröffnet zurück, weil man das Schiff und dessen Kapitain nicht mehr im Hafen gefunden hatte. Die gewünschte Brise war plötzlich gekommen und der Kapitain hatte rathsam gefunden, sie ungesäumt zu benutzen.

Ottmar, der an Bord gehen wollte, um mit dem Kapitain bezüglich seiner Mitreise Alles in Richtigkeit zu bringen, erfuhr die Abfahrt des Adlers erst, nachdem dieser bereits seit drei Stunden aus dem Hafen gelaufen war, und man gab ihm die Versicherung, die Umstände seien der Art, daß das Schiff jedenfalls ohne irgendwelchen Aufenthalt aus der Elbe in See gehen werde.

Diese Nachricht überraschte ihn auf das Unangenehmste und er machte sich nun zu spät Vorwürfe, so lange gezögert zu haben. Unzufrieden mit sich selbst wie mit den Andern, ging er in größter Verstimmung nach seinem Gasthofe und nahm sich in seinem Unmuthe vor, auch den alten Herrn sobald nicht wieder zu besuchen, dem er schuld gab, sein Zögern und somit die Vereitelung seiner Absicht verursacht zu haben. Er hatte freilich Alles selber verschuldet; aber die meisten Menschen, die gutmüthigen und verständigen nicht ausgenommen, sind nun einmal so, wenn ihnen etwas fehlgeschlagen ist: im ersten Unmuthe möchten sie die Schuld gern einem Andern aufbürden.

Statt des jungen Reisegefährten hatte er jetzt nur dessen Bildniß, das ihm inzwischen der Photograph in einem Dutzend Exemplaren geliefert hatte. Das Bildchen war vortrefflich gelungen und die etwas trotzige Miene war für das jugendliche Gesicht durchaus nicht unvortheilhaft, obwohl es dadurch allein sich ein wenig von Elisabeths Gesicht unterschied.

6.

Ein Verlust und ein Heirathsantrag.

Während Ottmar mit dem alten Ebert grollte, fühlte er sich auch um so weniger geneigt, dessen Rath zu befolgen und Herrn Harder zum Vermittler seiner Correspondenz zu machen. Es lag ja überdies so nahe, sich in dieser Beziehung vielmehr an den Professor Süter zu wenden, den er genau kannte, der seinerseits mit der Familie des Hofraths bekannt und überdies, wenn auch noch nicht eigentlich in das fragliche Geheimniß eingeweiht, doch darauf vorbereitet war. Möglich, daß Süter aus übergroßer Bedenklichkeit und Gewissenhaftigkeit seine Vermittelung verweigerte; jedenfalls aber durfte man fest auf seine Verschwiegenheit zählen.

Er schrieb daher an Elisabeth, meldete ihr seine jüngsten Begegnisse, sein Zusammentreffen mit ihrem jungen Verwandten, den sie nie gesehn hatte und dessen Bild er dem Briefe beilegte, das Schicksal des Knaben und seinen eigenen Entschluß, den nämlichen Weg zu gehen, den dieser Verstoßene eingeschlagen hatte, da er

doch einmal genöthigt war, die Heimat zu verlassen. Er setzte ihr auseinander, wie er der Ueberzeugung lebe, nur in ein kurzes Exil zu gehen, und was er für sich wie für sie von der Zukunft erwartete. Schon in der klaren besonnenen Weise, in welcher diese Auseinandersetzung erfolgte, hätte die Leserin für die Zuverlässigkeit seiner Worte eine Bürgschaft finden können, wenn sie deren noch bedurft hätte. „Die Verhältnisse unsers äußerlichen Lebens“, fügte er hinzu, „haben uns bisher nur von einander zu entfernen gestrebt; unser inneres Leben bleibt aber in desto festerem Bunde und unsre Beständigkeit muß bald über alle Hindernisse und alles Ungemach siegen. Das Ungemach vergeht und wird vergessen; jede gute Stunde aber bleibt uns gegenwärtig, und so bleibt mir unvergänglich vor allen andern auch jene, wo Du so muthvoll, so herrlich für mich auftratest und sprachst. Du begleitest mich stets und überall als treue Führerin und Trösterin. Ich fühle mich allenthalben wie unter Deinem Auge, und so kann ich nie irre gehen und nie muthlos werden.“

Er legte den Brief in einen andern an Süter, dem er ebenfalls ausführlichen Bericht über seine jüngsten Erlebnisse erstattete. Er ersuchte ihn, indem er ihn jetzt wirklich zum Vertrauten seiner Herzensangelegenheit machte, den Brief an Elisabeth zu übergeben und desgleichen die gehoffte Antwort zur Beförderung zu übernehmen. Er bat um Beschleunigung dieser Antwort,

die er noch in Hamburg zu erhalten erwartete, und übrigens sorgte er dafür, daß sie, falls sie dennoch zu spät einträfe, ihm sicher nach Rio de Janeiro würde nachgeschickt werden.

Nachdem diese Briefe abgesendet waren, ließ Ottmar es sich angelegen sein, für die versäumte Reisegelegenheit eine neue zu finden, die sich indeß nicht sogleich darbot. Herrn Ebert hatte er nun seit zwei Tagen nicht gesehn. Sein Groll hatte sich inzwischen gelegt und er entschloß sich jetzt, dem eigensinnigen Alten zu verzeihen und ihm wieder einen Besuch zu schenken. Er war im Begriff, zu diesem Zwecke auszugehen, als man ihm die Nachricht brachte, daß den alten Herrn, nachdem er noch wie gewöhnlich und in bester Laune gefrühstückt, plötzlich ein Schlagfluß getödtet hatte.

Ottmar bereute nun schwer, seine Besuche eingestellt zu haben. Er eilte nach Herrn Ebert's Wohnung, als ob er durch sein Erscheinen das Geschehene hätte ungeschehn machen können. Es war aber nun einmal nicht anders. Herr Ebert war bereits seit mehrern Stunden eine Leiche, und die Haushälterin, die wahrscheinlich eines sehr guten Legates gewiß war, setzte dem jungen Manne mit vielen Worten, aber auch mit großer Seelenruhe auseinander, daß der nun eingetretene Fall sich bei einem Manne, wie Herrn Ebert, eigentlich jede Stunde habe erwarten lassen und daß man sich darüber gar nicht wundern dürfe.

„Aber“, fügte sie hinzu, indem sie eine Prise Tabak nahm, „so sehr schnell wär' es doch wohl noch nicht gekommen, hätt' er nicht den schweren Aerger mit dem ruchlosen Neffen gehabt. Der ist recht eigentlich der Nagel zu seinem Sarge gewesen.“

„Frau Eva“, sagte Ottmar, „es thut mir herzlich leid um den alten Herrn, der unverkennbar viele gute Eigenschaften hatte. Daß ihn der Aerger über den Neffen getödtet habe, ist indeß gewiß ein Irrthum. Herr Ebert war, wie es alte Leute häufig sind und was bei ihnen auch erklärlich und verzeihlich sein mag, ein wenig eigensinnig und egoistisch; sonst würd' er anders gegen den Neffen verfahren sein. Moritz ist ja noch ein Knabe, der noch der Erziehung bedarf, und die hätt' ihm Herr Ebert geben sollen, anstatt ihn schutzlos in die Fremde hinauszustoßen. Doch, es frommt wenig, über das Unabänderliche zu sprechen.“

„Ja wohl, Herr Ottmar! Ach, wenn Sie wüßten, wie ich doch auch meine liebe Noth mit dem guten alten Herrn gehabt habe — nun, man soll den Todten nichts Uebles nachreden, und der gute Herr, Gott hab' ihn selig, ist noch nicht einmal unter die Erde; — aber Noth hat er mir genug gemacht. Können Sie es glauben, Herr Ottmar, daß sich der alte Mann noch mit Heiraths-gedanken trug?“

„Frau Eva, ich kam eigentlich nur, um Abschied zu nehmen“, sagte Ottmar, der sich wenig aufgelegt fühlte,

das Gespräch in dieser Weise fortzusetzen. Die Haushälterin schien seine Worte ganz überhört zu haben.

„Ja“, fuhr sie fort, „er wollte noch heirathen! Und auf wen hatte er's dabei abgesehn? auf mich!“

„Und sie waren damit zufrieden, natürlich“, sagte Ottmar, indem er sich nach seinem Hute umsah, den er aus der Hand gelegt hatte.

„Wo denken Sie hin! Herr Ebert hätte ja beinahe mein Vater sein können! Nein, nein; die reichen Leute meinen immer, ihr Geld mache alles Andre unnöthig; aber darnach frag' ich wenig. Ich habe mir einen anständigen Nothpfennig gespart und in seinem Testament wird mich Herr Ebert wohl auch hübsch bedacht haben, denn er wußte, daß er mir viel zu danken hatte.“

„Nun, Frau Eva“, sagte Ottmar, der seinen Hut jetzt gefunden hatte, „Sie sind ja nun frei, nicht ohne Mittel, wie Sie sagen und also in jeder Hinsicht eine gute Partie. Es wird sich daher gewiß ein braver Mann für Sie finden, vorausgesetzt, daß Sie wirklich entschlossen sind —“

„Ach ja, ich bin entschlossen, Herr Ottmar! Ich will es Ihnen nur gestehn, es sprach etwas in meinem Herzen für Sie, gleich das erstemal, daß ich Sie hier sah —“

„Für mich!“ rief Ottmar, der nicht wußte, ob er mehr Ursache zum Lachen oder zum Erschrecken habe.

„Ja, Herr Ottmar! Jetzt, da Sie selbst den Anfang

gemacht und das erste Wort gesprochen haben, darf ich Ihnen ja gestehn, daß mein Herz Ihre Neigung erwiedert. Und Sie werden den wichtigen Schritt nie zu bereuen haben, denn bin ich auch ein paar Jahr älter als Sie —"

„Frau Eva, ich sagte schon, daß ich kam, um Abschied zu nehmen. Ich muß ins ferne Ausland, über die See, ich bin dazu verurtheilt und so sehen Sie wohl, daß mir nichts übrig bleibt, als auf das Glück, daß Sie mir zugedacht zu haben scheinen, zu verzichten."

Als Frau Eva merkte, daß er wirklich fortgehen wollte, stellte sie sich zwischen ihn und die Thür, als sei sie entschlossen, den Ausgang aufs Hartnäckigste zu vertheidigen und dem Belagerten nur über ihre Leiche freien Abzug zu gestatten.

„Ich fürchte mich nicht vor der See, Herr Ottmar, und ich weiß auch, daß es meine Pflicht ist, dem geliebten Manne überallhin getreulich zu folgen, wohin sein Schicksal ihn führt. Vielleicht läßt sich Ihnen diese Reise aber auch ganz ersparen. Ich habe gehört, daß selbst zum Tode verurtheilte Verbrecher, die schon unterm Galgen standen, begnadigt worden sind, sobald sich ein braves Frauenzimmer fand, das erklärte, es wolle den Delinquenten heirathen. Nun, Sie sind ja gar nicht so schwer verurtheilt, Sie sind blos des Landes verwiesen und diese Strafe wird man Ihnen gewiß erlassen, wenn ich hingehe und mich bereit erkläre —"

„Ach, gute Frau Eva“, sagte Ottmar, dem es beinahe Angst zu werden begann, während er spähte, auf welcher Seite die Blokade sich am leichtesten werde brechen lassen; „ich bin ein so schweres Opfer gar nicht werth und kann wahrhaftig keinen Gebrauch davon machen —“

„Ja, Sie sind jedes Opfers werth und ich bringe es Ihnen mit Freuden, Mann meines Herzens, Mann meiner Wahl!“ rief sie, mit ausgebreiteten Armen ihm näher tretend, während er zurückwich, um der drohenden Umarmung zu entgehen.

Zum Glück kamen in diesem Augenblick Leute, mit denen sie wegen der Leichenbestattung zu sprechen hatte, und so mußte sie Ottmar ohne weitere Schwierigkeiten entschlüpfen lassen.

Er hielt für möglich, daß Frau Eva im Stande sein werde, ihm noch in seinem Gasthause einen Besuch zu schenken, und deßhalb gab er dort ausdrücklich die Weisung, ihn stets, auch wenn er zu Hause sei, für abwesend auszugeben, falls eine Frau, die so und so aussähe, nach ihm fragen würde.

7.

Ottmar macht sein Testament.

Ottmar hatte eine neue Reisegelegenheit nach Rio de Janeiro gefunden und war im Begriff, seine übrigens ziemlich einfachen Anstalten zu vollenden, als ihm etwas ganz Unerwartetes gemeldet wurde, wodurch die Abreise eine abermalige Verzögerung erfuhr.

Herrn Ebert's Testament war eröffnet worden und Ottmar war zum Universalerben eingesetzt.

Derartige Nachrichten haben von jeher unter die Dinge gehört, die den Lesern eines Romans ganz und gar nicht überraschend kommen, denn diese haben es sich in der Regel „gleich so gedacht". Mit Ottmar selbst aber verhielt es sich ganz anders, für ihn kam die Nachricht überraschend, wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Die Kunde erregte ihm sehr eigenthümliche und widersprechende Empfindungen. Der allererste Eindruck war ein unangenehmer und dies Gefühl blieb auch noch vorherrschend, als er sich nach der ersten Ueberraschung überzeugt hatte, daß nicht etwa ein Irrthum waltete,

daß vielmehr Alles in schönster unantastbarer Ordnung war und daß er nach der Auszahlung weniger aber ansehnlicher Legate immer noch der Besitzer von viermalhunderttausend Mark Banco bleiben sollte. Zweimalhunderttausend Thaler waren ein schönes Vermögen, zumal für Denjenigen, der in seinem Leben nie Kapitalist gewesen; in Ottmar's Heimat aber, aus welcher er jetzt verbannt war, galt eine solche Summe für einen ungeheuren Reichthum und, wer weiß, der Besitz derselben konnte dem Geächteten vielleicht volle Amnestie, Wiederverleihurg der entzogenen „bürgerlichen Ehrenrechte" und auch wohl am Ende sogar Zutritt in den dortigen ebenso feinen als frommen Gesellschaften verschaffen.

Diese Vorstellung, nämlich der Gedanke an die Möglichkeit einer vielleicht sofortigen Heimkehr, regte sich wirklich einen Augenblick im Geiste des Erben und war auch — weil sich der Gedanke an Elisabeth damit verband — in der That sehr lockend.

Noch ein anderer Gedanke trat aber sogleich in den Vordergrund und hatte etwas Beruhigendes und Befriedigendes für Ottmar, so daß ihm seine Stellung als Erbe plötzlich angenehm wurde.

Als er gefunden hatte, daß Moritz Obrecht in dem Testamente ganz und gar nicht bedacht worden war, hatte sich zuerst ein Gefühl des Unwillens in ihm geregt. Gleich darauf aber hatte er die wahre Absicht Herrn

Ebert's zu errathen geglaubt. Er hat es sagte er sich, mit seinem Neffen doch wohl nicht so übel gemeint und mir hat der alte Herr nur ein seltenes und schönes Vertrauen bewiesen. Ich darf mich blos als Verwalter dieses Vermögens betrachten, das in Wahrheit keinem andern als Moritz Obrecht gehört.

Herr Ebert hatte keineswegs einen so sonderbaren Einfall gehabt; Ottmar aber hielt es seinerseits für Pflicht, die Sache nur so zu betrachten und die Erbschaft nur in diesem Sinne zu übernehmen.

Schneller noch, als er es zu hoffen gewagt, traf jetzt auch eine Antwort von Süter ein, dessen Brief einen zweiten von Elisabeth enthielt. Das war keine Ueberraschung, aber eine Freude. Auch war der Inhalt beider Briefe in jeder Beziehung befriedigend. Man billigte die Entschließungen Ottmar's, wie er sie mitgetheilt hatte. Von ihrem jungen Verwandten Moritz hatte Elisabeth bis dahin nichts weiter gewußt, als daß er überhaupt existirte. Was sie jetzt über ihn erfahren hatte und namentlich die Beziehung, in die er mit Ottmar gekommen, erregte ihre Theilnahme in hohem Grade. Ach! sie fühlte sich, freilich ohne es sich noch gestanden zu haben, in ihrer eigenen Familie fremd, während sie nun — und auch das war nur erst ein Gefühl, wovon sie sich keine klarbewußte Rechenschaft gab — ihr wahres Familienleben im Bunde mit Ottmar und jenem Knaben sah, dessen Bild jetzt vor ihr lag.

Sie war vollkommen einverstanden mit Ottmar's Absicht, dem schutzlos in die Welt hinausgejagten Moritz zu folgen, sie begleitete ihn dabei im Geiste, sah, wie er den Gesuchten endlich fand, und wie dann in einer vielleicht fernen, hoffentlich aber nahen Zukunft sie nicht mehr blos im Geiste, sondern in unmittelbarer Wirklichkeit die Dritte im Bunde sein würde. Das war Alles noch ein Traum, aber ein süßer, seliger Traum, in welchem sie ihr Glück, ihr einziges Glück fand.

Indem sie sich auf eine Frage bezog, die sein Brief enthalten hatte, wiederholte sie: „Keiner Deiner Freunde und überhaupt niemand hat mich unterrichtet, daß Du unschuldig littest. Und niemandes Wort hätte mir dies auch so eindringlich und entschieden sagen können, als mein eigener Glaube an Dich. Wir sind schwer geprüft; aber gibt es auch einen herrlichern Sieg über alles äußere Misgeschick als den, der auf solchem festen Glauben des Einen an das Andere beruht?“ — Weiter sagte sie: „Wenn die Hoffnung auf Deine baldige Wiederkehr getäuscht wird und Deine Verbannung eine dauernde bleiben soll, Richard, dann werd' ich Dir in die Ferne folgen, kein Einfluß soll alsdann mächtig genug sein, mich daran zu verhindern, denn wo Du bist, da muß doch fortan immer auch meine Heimat sein .... O, alle Menschen und so auch wir sollen eigentlich e i n e gemeinsame Heimat haben, die allenthalben zu finden ist, die uns überall bleibt — ich meine das Leben mit Gott im

ungeschmälerten festen treuen Glauben an ihn. Ich gestehe Dir, daß mich der Gedanke manchmal bekümmert hat, die Besorgniß, will ich sagen, daß wir beide in dieser Heimat nicht gleichmäßig heimisch sind, weil Du es in Deinem Stolze und Deinem Trotze wohl verschmähest, darin zu wohnen. Aber ich schalt mich jedesmal, so oft mich diese Besorgniß heimsuchte, denn ich sagte mir stets: es kann ja doch nicht so sein! Und ich freute mich, zu erfahren, daß Du nicht mitleidig gelächelt hast, als Du hörtest, ich habe für Dich gebetet. Du schriebst mir: „Ich fühle mich allenthalben wie unter Deinem Auge und so kann ich nie irre gehen und nie muthlos werden.“ Richard, als ich diese Worte zuerst las, thaten sie meinem Herzen unbeschreiblich wohl; ich meinte, ebenso wie Du sie mir gesagt, sie auch Dir sagen zu können und mit ungleich mehr Recht als Du; — aber dann erschrak ich plötzlich darüber, denn ach! Richard, heißt das nicht Abgötterei treiben? Es gibt ja doch nur ein Auge, unter dem wir beide nicht irren können, unter dem allein wir wahrhaft freudig und muthig zu sein vermögen!“

Sie sprach sich noch weiter in solcher Weise aus und Ottmar entschloß sich, ihr seine Ansichten in dieser Beziehung mitzutheilen, so ausführlich als dies für den Augenblick und in einem Briefe thunlich war.

„Du selber fühlst und verräthst es auch unwillkürlich“, schrieb er, „daß Du fremd in Deiner Umgebung

bist, und doch besteht diese Umgebung aus sogenannten Frommen. Ich begreife, wie weit, wie himmelweit verschieden Deine Frömmigkeit von der ihrigen ist. Sie sind kirchlich, Du aber bist religiös; sie sind ganz hohle Form und Heuchelei, Du bist ganz volles Herz und Redlichkeit, und daher die Kluft zwischen Dir und ihnen — daher auch die Kluft zwischen mir und ihnen. Ich verstehe sehr gut, wonach Du trachtest; Du bist eines von den frommen Gemüthern, die sich nach einem zuverlässigen Halte sehnen, die eine befriedigende Erbauung suchen, die nach einer tröstlichen Aufklärung schmachten, gegenüber der eiskalten unerquicklichen Aufklärung dieser Zeit; und weil Du — gefesselt durch hergebrachte Lehren, befangen in conventionellen Anschauungen — die ersehnte Aufklärung nicht selbständig zu finden weißt, suchst Du, wie Hunderte, wie Tausende in gleicher Lage, einen Halt und eine Rettung da, wo sie nicht zu finden sind: in den Kanzelvorträgen der Orthodoxen. Ihr laßt euch willig und gern überreden und überredet euch selbst, daß ihr dort das Heil findet, weil ihr da nicht denkt, nicht grübelt, sondern ganz passiv hinnehmt, was man euch bietet. Wir andern, meint ihr, verschmähen dies vermeintliche Heil nur, weil wir es noch nicht kennen lernten und noch gar keinen Begriff davon haben. Das ist ein Irrthum: wir verschmähen es, weil wir es kennen gelernt haben; wir sind ja alle leider da gewesen, wo ihr sogenannten Frommgläubigen noch seid; ich sage,

leider; denn weil wir dagewesen sind, schleppen wir, die Freiesten und Unbefangensten unter uns nicht ausgenommen, entweder immer noch ein Endchen der Kette mit uns, die wir zerrissen haben, oder können wenigstens noch eine Narbe zeigen, die uns die Fessel hinterließ.

„Erschrick nicht, wenn meine Worte Deine conventionellen Anschauungen, in denen Du ja selbst keine Befriedigung findest, in denen Dir nicht heimatlich und behaglich werden will, rauh zu berühren scheinen, sondern denke unbefangen über meine Worte nach.

„Es drückt uns Menschen schwer, allein und verlassen in der Welt zu stehen. Aus dieser Verlassenheit heraus und in die große Gemeinschaft zu kommen, das ist Erlösung; aber zwischen dem armen Einzelnen und dem unendlichen All ist die Erreichung dieser Erlösung, die Aufnahme in das Ganze, nur möglich durch einen Mittler. Diesen finden wir nicht in einer Person der Vorwelt, nicht in einer allegorischen Figur, wir finden ihn nur, indem wir uns unserm Nächsten, indem wir uns einem geliebten Mitmenschen anschließen.

„Elisabeth, ich weiß, wie sehr die Leute irren, welche die Achseln zucken, wenn sie das Wort Religion hören und die da sagen: wir brauchen nur Moral. Als ob Religion etwas wäre, was man willkürlich annehmen oder ablegen könnte! Keine Religion haben, heißt: nur an sich selber denken und die andern nur insoweit berücksichtigen, als sie für das Wohlbefinden unsers Ich un-

entbehrlich sind, also nur unsertwillen. Denn wer will zu leugnen wagen, daß die bloße kalte Vernunftmoral nur sagt: befriedige dein Bedürfniß, d. h. meide Alles, was dir schädlich und widrig und vernicht' es womöglich; dagegen suche und thue Alles, was dir dienlich und deinem Wohlbefinden förderlich ist; mit einem Worte: Erhalte dich selbst und zwar nöthigenfalls auf Kosten aller Andern. Außer dieser Vernunftmoral gibt es aber auch eine Herzensmoral und diese ist eigentlich ganz das Nämliche, was Religion. Wenn die Einen „Religion" vom Abhängigkeitsgefühle, andre dagegen vom Verlangen nach Befreiung von Abhängigkeit ableiten, so sind das im Grunde gar keine verschiedenen Ansichten, die eine ergänzt nur die andre. Im Bewußtsein (oder im Gefühle) der Vereinzelung im All muß man sich wohl ohnmächtig und deshalb abhängig fühlen, während das Verlangen nach Wiedervereinigung mit dem Ganzen das Streben nach Befreiung ist. Dieses Streben, das im Egoismus befangene einsame Selbst durch Liebe zu befreien, ist Religion. — Was wir das Ganze, das Weltall oder Gott nennen, könnte gar nicht bestehen ohne uns und unsersgleichen, wir gehören selber mit dazu. Denn es ist Alles gegenseitig im All und Eins durch das Andre bedingt: wäre Eins, ob auch das Geringste, vernichtet, so wäre das Gleichgewicht Aller gestört, denn Alle haben einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt. Alle die

Eigenschaften, wie allmächtig, allwissend, allgegenwärtig u. s. w., wodurch die populäre Lehre Gott zu charakterisiren bemüht ist, sagen zusammengenommen nichts Anderes als: Gott ist das Weltall, — und es gibt schlechterdings nichts außer ihm. Darum müssen wir wohl in ihm heimisch sein, Elisabeth!

„Die Menschen erkennen oder ahnen und glauben wenigstens, daß das Weltall ein lebendiges und einheitlich Ganzes sei. Dieser Glaube wird ihnen jedoch unbequem und sie haben daher von jeher gern das ihnen wirklich zur Erscheinung Kommende, was sie Welt nennen, von dem nur Geahnten aber nie klar Erkannten geschieden und letzteres allein Gott genannt. Diesen personificirten sie und ihre würdigste Personification der Gottheit konnte natürlich nie etwas Höheres sein, als ein so ideal als möglich gedachter Mensch. Vermöchte die Raupe in ähnlicher Weise mit Bewußtsein Betrachtungen über ihren Stand und ihr Verhältniß zur Welt anzustellen, so würde sie sich vermuthlich Gott als höchstvollkommene Raupe denken, die alle Blätter erschaffen habe, selbst aber keines Blattes zu ihrer Nahrung bedürfe u. s. w. — Die Menschen aber (und nicht blos die ungebildeten) sehnen sich meist nach einem ihnen angemessenern, sie mehr anheimelnden, vertraulichern Anhalt, als ihnen der Allumfassende selbst, den sie sich nicht einmal genau vorstellen können, zu sein vermag. Daher alle heidnischen Auskunfts-

mittel, daher das goldene Kalb, daher endlich ein Mittler, welcher das Ideal eines Menschen, denn anders als in Menschengestalt war er nicht möglich. Er sollte die Kluft ausfüllen, die den Einzelnen vom Ganzen trennte und die selbst die Gottesidee unheimlich, drückend machte. Der Mittler war alsdann zugleich der eine und einzige Hohepriester, es bedurfte keines andern mehr, denn das Bedürfniß der Vermittelung war befriedigt und Priester sollten und konnten nun alle Menschen sein; alles andere Priesterwesen war heidnisch und unchristlich. — Das ist die wahre Bedeutung des Christenthums, an die man jedoch fast nie und namentlich nie in den Kreisen deiner sogenannten Frommen denkt. Was man in letztern Christenthum nennt, ist ein ganz Verschiedenes, nämlich Christolatrie. Nach der Lehre dieser Leute sind Christen nur die sogenannten Orthodoxen, die eine alte Schale für den fort und fort frischen Kern nehmen, d. h. die alte Allegorien, alte poetische Gewande und Mythen für Wirklichkeiten ausgeben. Wenn sie z. B. von einem Lebendigwerden nach erfolgter Tödtung, vom Auffahren nach einem Orte, genannt Himmel, vom nothwendigen Gegensatze dieses Ortes, der Hölle, von einem persönlichen Teufel u. s. w. sprechen, so wollen sie doch dies Alles streng buchstäblich genommen wissen, ohne es irgendwie bildlich oder allegorisch zu fassen.

„Nun erwäge wohl: wer das soeben Erwähnte

nicht buchstäblich glaubt, der macht sich der Lüge schuldig, wenn er sich gleichwohl im Sinne der Kirchen einen Christen nennt. Wer glaubt es denn aber überhaupt noch? Die Intelligenten können nicht und gestehen dies auch offen, wenn sie redlich sind. Behaupten sie dennoch, solche Dinge zu glauben, dann sind sie unehrlich, sind Menschen, die zu erröthen verlernt haben. Beschränkte Köpfe hingegen glauben überhaupt nie wirklich, sie sind des Glaubens oder der moralischen Ueberzeugung gar nicht, sondern nur abergläubischen Faselns fähig. Du, Elisabeth, hast dich bis heute wahrscheinlich noch nie auf's Gewissen gefragt, ob du wirklich jene Dinge glaubst; und ich weiß wohl, der naive kindliche Mensch lebt gewohnheitsmäßig in Märchen und in Allegorie wie in einer Wirklichkeit; er lebt sich so sehr hinein, daß es ihm, wenn er reifer wird, doch recht schwer fällt, die Wirklichkeit gelten zu lassen und nicht immer noch das gewohnte Bild für sie zu nehmen; ja, oft murrt er, wenn es Andre ihm nehmen wollen; denn wie sehr ihm auch nach Aufklärung verlangt, erscheint sie ihm doch, wenn sie dargeboten wird, häufig wie eine unbequeme schmerzhafte Operation. Nimmst du die obengenannten Dinge für wirklich, so mußt du consequenterweise alle Mirakel gelten lassen. Fassest du sie aber nur als Bilder, als allegorische Einkleidungen auf, dann verlieren sie alle praktische Bedeutung für dich, weil du alsdann darüber stehst.

„Wollen wir aber nicht blos für ein mystisch-poetisches Traumgebilde schwärmen und im Rausche solcher Schwärmerei eine Befriedigung suchen, die sich in den Stürmen des wirklichen Lebens doch stets als eine Täuschung erweist; wollen wir vielmehr eine wahre Erlösung aus der Vereinsamung und Verlassenheit, d. h. eine praktische Verwirklichung der Mittleridee, so liegt die Befriedigung dieses Verlangens nahe: Unser Nächster, nämlich jeder Mensch, dem wir liebevoll helfen, und ebenso jeder Mensch, von dem uns liebevoll geholfen wird, ist unser Mittler und Befreier. Wer, sei es mit Bewußtsein, sei es ganz naiver Weise, in solchem Sinne lebt und strebt, dem wird es wohl in der Welt, und der stirbt selig. Das verstehen nur nicht die verkehrten oder heuchlerischen Allerweltshelfer, nicht die Kosmopoliten, nicht die gewerbsmäßigen Volksbeglücker, ebensowenig deine gleichfalls gewerbfleißigen orthodoxen Glaubenshelden u. s. w. Ich habe die einen wie die andern so ziemlich kennen gelernt und bin ihrer herzlich müde geworden.

„Ich habe auch einmal empfunden, wie du empfindest, auch mich hat in einer öden Welt nach einer Beruhigung, nach einer Befriedigung verlangt; und ich bin überzeugt, du wirst sie finden, wie ich sie gefunden habe. Sie wird weder im bequemen Festhalten an alten überlebten Traditionen, noch in der naseweisen

Hohlheit, welche frivole Leute mit Aufklärung verwechseln, sondern in der lebendigen Gegenwart, im frischen Lebensverkehr, im redlichen und thätigen Umgange mit Unsersgleichen gefunden. Wie wahr dies ist, fühle und erkenne ich jetzt besonders klar, während ich mich den Obliegenheiten widme, die ich zu erfüllen habe. Ich half soeben einen Todten bestatten, einen Greis, der mir freundlich gewesen, ohne daß ich es recht erkannt hatte, während er noch lebte. An diese Pflicht der Pietät knüpft sich sogleich eine neue Aufgabe: ein in die Welt hinausgeworfenes Kind zu überwachen; und zu alledem gesellt sich die süßeste Pflicht: dich, meinen herrlichsten Lebensgewinn, mir zu wahren und für die kommenden Tage sicherzustellen. Elisabeth, wenn ich nun ausdrücklich spräche: an all dies mein Werk geh' ich mit Gott, so spräch' ich pedantisch, denn es hieße dies etwas sagen, was sich von selber versteht, weil es gar nicht anders sein kann.“ — —

Ebenso wie der Freundin meldete er auch dem Professor Süter Alles, was ihm seit der Absendung seiner letzten Briefe begegnet war und daß die Erbschaftsangelegenheit seine gefaßten Entschlüsse im Wesentlichen nicht zu ändern vermöge.

Die mannichfache Thätigkeit, wozu er sich jetzt genöthigt sah, wirkte in hohem Grade wohlthätig auf ihn. Er ordnete schleunig, aber ohne Uebereilung und mit gutem Bedacht alle Angelegenheiten seiner neuen Lage

und einer seiner ersten Schritte war, seinerseits ein Testament zu errichten, wodurch er Moritz Obrecht zum Erben seines so unerwartet gewonnenen Kapitals einsetzte. Er mochte, wie schon erwähnt worden, dies letztere nicht als sein Eigenthum, sondern gleichsam nur als ein anvertrautes Gut betrachten. Eines würde er sich indeß wohl gestattet haben, wenn es sich sonst als thunlich erwiesen hätte. Er wünschte jene beim Hofrath entwendete Summe zu ersetzen, um den Makel zu beseitigen, der dadurch auf seinen Namen gebracht worden war. Wohl waren ihm Beweise genug geworden, daß keiner seiner Bekannten und auch sonst kaum irgend jemand ihn der That für fähig hielt, und das eigene Bewußtsein der Unschuld konnte allenfalls über die Bemühungen etwaiger Verleumder trösten; immerhin blieb es wünschenswerth, auch den bloßen bösen Schein beseitigt zu sehen, und er dachte einen Augenblick daran, an Karl Arndt zu schreiben und diesem das Geld unter der Bedingung zur Verfügung zu stellen, daß er es in derselben Gestalt, in welcher es entwendet worden, im Hause seines Vaters zum Vorschein kommen ließe, als sei es dort jetzt wieder aufgefunden worden, also gar nicht entwendet, sondern nur verlegt gewesen. Dies als wahrscheinlich darzustellen, mußte freilich sehr schwierig sein; aber Ottmars Unschuld würde dadurch bewiesen und zugleich doch der wahre Thäter verborgen geblieben sein, den Ottmar nicht verrathen mochte.

Indeß blieb sehr zweifelhaft, ob Karl sich dazu herbeilassen, ob es überhaupt ausführbar für ihn sein werde, und so ließ Ottmar diesen Plan fallen.

Sein Reiseplan erfuhr nur insofern eine Abänderung, als er sich entschloß, nunmehr kein Segelschiff, sondern einen Dampfer zu benutzen. Um nichts zu vernachlässigen und alle Zufälligkeiten soweit als möglich im Voraus unschädlich zu machen, schrieb er auch an das Haus in Callao, an welches Herr Ebert seinen Neffen empfohlen hatte, und legte diesem Schreiben einen Brief an Moritz Obrecht bei. Den letztern hoffte er indeß weit früher wiederzufinden und zwar in Montevideo. Dorthin konnte Ottmar mit Hilfe des Dampfschiffes jedenfalls weit früher gelangen, als das langsame Segelschiff, in welchem Moritz reiste, obwohl dies bereits einen bedeutenden Vorsprung hatte. Es war daher jetzt keine große Eile von nöthen und das war Ottmar sehr lieb, denn er wünschte vor seiner Abreise von Hamburg nochmals Briefe aus der Heimat zu erhalten. Dieser Wunsch ging auch in Erfüllung und Süter konnte ihm noch über den Eindruck berichten, den die Kunde von seinem eigenthümlichen Schicksal und von der Erbschaft in der Familie des Hofraths gemacht hatte. Dieser und seine Gemahlin hatten früher, mit Hilfe Moritz Obrechts, selbst Nutzen von diesem Vermögen zu ziehen gehofft, und die Frau Hofräthin empfand es ganz besonders bitter, das Geld nun

in „so nichtswürdige Hände“ übergehen zu sehen, „in die Hände eines Menschen, der nicht einmal so viel Anstandsgefühl habe, das Entwendete zu ersetzen.“

Karl hatte nur bemerkt: „Es ist ja gar nicht erwiesen, daß er es entwendet hat!“ und der Herr Hofrath hatte still geschwiegen.

Süter schrieb, auch er habe einen Augenblick daran gedacht, ob nicht die veränderte äußerliche Stellung Ottmars einen Anhalt bieten möge, um die Erlaubniß zur sofortigen Heimkehr für ihn auszuwirken; doch habe er sich überzeugt, daß für den Augenblick jeder Schritt in dieser Beziehung fruchtlos sein werde, und so blieb ihm nichts übrig, als die Entschlüsse seines jungen Freundes zu billigen.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.